

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 33 (1910)  
  
**Artikel:** Erlebnisse und Beobachtungen am 6. September 1839  
**Autor:** Meyer-Ott, Wilhelm  
**Kapitel:** 1: [Erster Teil]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985775>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## I.

### Einleitung.

Die Bewegung der jüngsten Tage hat ohne Widerrede zwei Motive, das kirchliche und das politische. Wie das letztere sich konnte geltend machen, ist hie und da in den Zeitungen mit Sachkenntnis entwickelt, hingegen über die kirchliche Seite meines Wissens in keinem deutschen Blatte genügender Aufschluß erteilt worden. Und es ist sich darüber nicht zu wundern; gibt es ja in Zürich selbst der Leute genug, welche dieselbe zur Stunde noch mißkennen und darum über manche Erscheinung der letzten Tage vor Erstaunen sich nicht zu fassen vermögen. Diese sehen das Ganze als ein gescheidt angelegtes Unternehmen an, um an die Stelle der bisherigen, durch ihr kostspieliges Regierungssystem dem Volke, den Aristokraten aber von Hause aus verhaßten Regenten andere zu bringen. Daß aber, von dem Standpunkte solcher Überklugen aus angesehen, schon im Frühjahr dieses Unternehmen ganz fehlgeschlagen hatte, daß sie das Zentralkomitee mit mitleidigem Lächeln bekritelt und das Ganze eine verfehlte Spekulation geheißten, das haben die guten Leute vergessen, und daß es eines solidern Fundamentes bedurfte, um nach solcher kompletter Niederlage und nach Beseitigung des als Schlagwort hervorgestellten Strauß das vorgesteckte Ziel ein halbes Jahr später im vollsten Maße zu erreichen, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Wer aber mit dem Charakter unseres Volkes vertraut war, wer mit ihm dachte und empfand, dem blieb die Zuversicht in das spätere Gelingen.

Das Volk des Kantons Zürich, welches mit Ausnahme zweier erst seit 1803 hinzugekommenen katholischen Grenzdörfer der reformierten Konfession zugetan ist, teilt sich wesentlich in die industrielle

und die ackerbautreibende Klasse, in Fabrikler und Bauern. Unter den erstern haben die Vornehmen den Städtern eine Geringschätzung des Kirchenbesuchs und eine Bspöttelung der positiven Religion abgelernt, und einige ihrer Untergebenen (meistens eingeseffene Fremde) machen es den Herren nach. Im Ganzen aber ist das zürcherische Volk religiös, und ein Dorfpfarrer muß unter der Mittelmäßigkeit sein, wenn seine Kirche am Sonntag nicht angefüllt ist. Wo vollends dieser ein Mann von Geist und Herz ist, da genießt er eines unbedingten Vertrauens.

Diesem, wie sie es nannte, verderblichen Einfluß der Geistlichkeit entgegenzuwirken, war nun seit einigen Jahren das stete Bestreben der herrschenden radikalen Partei in der Regierung. Sie vertraute auf die ihr blindlings ergebenen zahlreichen Bezirks- und Gemeindebeamten, besonders aber auf den begünstigten Volksschullehrerstand. Die Kirche müsse durch die Schule ausgelegt werden, wurde den jungen Leuten, die zwei Jahre im Seminar von allem ein wenig gelernt hatten, in die Ohren geschrien; und der zwanzigjährige Halbwisser glaubte sich berufen, Männer von klassischer Bildung und vieljährigen Leistungen aus dem Sattel zu heben. Das Volk aber betrachtete jene mit Unwillen und schloß sich je länger je mehr an seine Seelsorger an.

Da kam im Februar die Berufung des Strauß, die Organisation des Zentralkomitees, dessen Widerstand gegen die Regierung und die Petition der 40,000 Bürger, worin Unterordnung der Schule unter die Kirche gefordert wurde. Das Zentralkomitee wurde damals von entschlossenen Freunden gleichsam auf den Knien gebeten, Gewalt zu brauchen. Aber es blieb standhaft. Die von den Radikalen so oft verhöhnten Häupter desselben, Hürlimann-Landis, Dr. Rahn, Pfarrer Meher<sup>1)</sup> u. A. erklärten:

---

<sup>1)</sup> Die Anmerkungen des Verfassers werden jeweilen mit \* eingeschaltet, die des Herausgebers mit Ziffern. — Der hier erwähnte Pfarrer M. ist Pfarrer Maximilian Meyer zu Glattfelden, \*1800. (\* = geb.)

„Ihr Freunde, wir wollen keine Revolution, wir werden auf gesetzlichem Wege verharren, und Gott wird uns helfen.“ — „Das ist ganz gut“, sagten wir Andere, „aber Ihr habt es mit schlechten Kerls zu tun, die Euch nur auslachen. Laßt doch nur während des Großen Rats ein wenig unbewaffnetes Volk in die Stadt kommen; wir bitten Euch.“ — Da schrieb das Zentralkomitee an alle Gemeinden: „Wir erwarten von Euch, daß Ihr während des Großen Rats ruhig zu Hause bleibt und nicht nach Zürich kommt.“ Man gehorchte, aber Viele weinten vor Zorn. Der Große Rat trat zusammen und beschloß Straußens Entfernung; die Petition aber warf er gleichsam unter den Tisch, und einige Mitglieder ließen die empörendsten Äußerungen über Religion und Gottesdienst hören. Das Volk knirschte. Einige Männer des juste milieu intrigierten beim Komitee und versprachen bei den gleichzeitig eingetretenen Erneuerungswahlen von einem Drittel des Regierungsrats ihre Beihilfe zur Ausstoßung einiger schlechten Subjekte. Diese dem Großen Rat zuständigen Wahlen wurden vorgenommen und jene schlechten Menschen alle mit großem Mehr wieder gewählt. Das war nach Ostern. Das Volk tobte; aber, hieß es, jetzt kommt die Feldarbeit. Nach dem Herbst wollen wir mit der Regierung abrechnen, nach dem Herbst!

### Die Volksversammlung.

Das Wort sie sollen lassen stahn,  
Und keinen Dank dazu haben.

Das Zentralkomitee hatte sich nun überzeugt, daß die Regierung, auf ihre Beamtenaristokratie gestützt, zu keinerlei Nachgiebigkeit zu bringen sei, und entwarf daher den Plan, in allen Gemeinden die Gutgesinnten zu einer engeren Verbindung zu organisieren, um bei allen Volkswahlen sich über die an



irgend eine Stelle zu wählenden Leute zu verständigen und so nach und nach auf eine allerdings Geduld und Ausdauer voraussetzende Weise die Guten zur Herrschaft zu bringen.

Hinwider war der Regierung doch nicht ganz wohl zumute bei dem erlangten Siege. Ihre Blätter hörten nicht auf, das Komitee zu beschimpfen, und die Beamten bewachten mit Ängstlichkeit jede seiner während des Sommers mit zunehmender Zurückhaltung getroffenen Maßnahmen. Die Regierung mochte Wind haben, daß ein paar ausgezeichnete Juristen mit dem Komitee in nähere Berührung getreten waren; und ebenso sehr mißfiel ihr, daß an des mit Tod abgegangenen sanften Eschers<sup>1)</sup> Stelle der als leidenschaftlicher Feind der Radikalen bekannte energische junge Spöndli<sup>2)</sup> das Aktuariat des Komitee übernommen hatte. Die bei der Tagssagung anwesenden Gesandten der von der radikalen Partei beherrschten Kantone, hauptsächlich Baumgartner von St. Gallen und Kasimir Pfhyffer von Luzern, ermunterten die Regierung zu durchgreifenden Maßnahmen und machten ihr Vorwürfe über die im Frühjahr verratene Schwäche. Da erschien gleich einem Donner Schlag aus heiterem Himmel am 23. August ein Regierungsbefehl, wodurch den Gemeinden verboten wurde, aus Auftrag des Komitee, dessen Zwecke aufwieglerisch geheißsen wurden, Versammlungen abzuhalten.

Hierauf allgemeine Bewegung im Lande. Das Komitee aber schrieb auf den 2. September eine Versammlung der Bezirks-Ausschüsse (etwa 300 Männer) nach Aoten aus, mit andern Worten eine Volksversammlung; denn wenn man in Zeiten von Gährung ein paar Hunderte speziell zusammenruft, so will man, daß fünfmal soviel Tausende erscheinen sollen.

Nun große Tätigkeit von Seite der Regierung und der radikalen Klubs. Erstere ließ die gedruckten Sendschreiben des

---

<sup>1)</sup> Ludwig Heinrich Escher, stud. jur., \* 1814, † 15. April 1839.

<sup>2)</sup> Heinrich Spöndli, nachmals Kantonsfürsprech, \* 1812.

Komitee in der Druckerei wegnehmen und überwies vier als engerer Ausschuß konstituierte Mitglieder dem Kriminalgericht zur Bestrafung. Auch berief sie auf den 1. September ein Bataillon ein. Die radikalen Klubs beschloßen, in Masse an der Volksversammlung teilzunehmen, womöglich für einen Gegenantrag ein Mehr zu erzielen, und wenn dies nicht gelänge, Handel zu provozieren, damit polizeilich eingeschritten werden könne. Auf unserer Seite hingegen zeigte sich einige Entmutigung. Es ist ein gefehlter Handel, sagten die Staatsklugen; das Zentralkomitee ist ein miserables Ding; bald fängt einem an davor zu ekeln. Hätte man nur im Frühjahr gehandelt! usw. Der Stadtrat in Zürich protestierte inzwischen kräftig gegen den Regierungsbefehl, den man nicht verstehen könne. Aufträge des Komitee habe die Stadt nie angenommen, aber wenn ein Bürger irgend einen Gegenstand, auch wenn er von dem Komitee herkäme, der Gemeinde vorlegen wolle, so werde man ihm dies, wie zuvor, gestatten müssen. Auch andere Gemeinden protestierten, und am 31. August erschien von Seite der Regierung eine mildere Proklamation, immerhin zweideutig genug, um daraus zu ersehen, daß von unserer Seite mit Kraft gehandelt werden müsse.

Vom Lande her vernahm man keinen Laut, ob viele, ob wenige nach Aoten ziehen würden. Alles still. Der Statthalter (Vollziehungsbeamte) des Bezirks Pfäffikon<sup>1)</sup>, früher ein gepriesener Volksmann, schrieb an die Regierung, aus seinem Bezirk werde niemand teilnehmen, das Zentralkomitee habe dort alle Achtung verloren. Zudem stellte sich schlechte Witterung ein. Am Sonntag früh sagte ich einem Freunde zu, ihn im Wagen nach Aoten zu begleiten. Desselben Tags wird mir erzählt: „Im Land hinten rüsten sie die Wagen und nehmen die Fahnen hervor.“ „Wer? Die Unsrigen oder die Radikalen?“ Die Antwort mußte

---

<sup>1)</sup> Heinrich Guher von Bauma.

man mir nicht zu geben. Eine Anzahl Stadtbürger aber versammelte sich noch am Sonntag Mittag und beschloß mit einer Fahne zu Fuß nach Kloten zu ziehen. Die ganze Nacht hindurch regnete es in Strömen, und am Montag (2. September) früh war der Himmel grau wie ein Sack. Um 9 Uhr sollte das Volk versammelt sein.

Früh um 5 Uhr trete ich ans Fenster und sehe nichts als Regen. Da tönt es in der Straße leise: „Tratsch, tratsch, tratsch“, und ein Zug von zwölf ehrbar gekleideten Männern schreitet unter Regenschirmen einher. „Hurrah,“ dachte ich, „das kommt gut.“ Eine Weile später, tratsch, tratsch: wieder so ein Trüppchen. Jetzt ist gut Wetter im Land, wiederholte ich, und die Regierung wird das Arretieren bleiben lassen.

Da sitzen wir nun, fünf Freunde, um 7 Uhr im bequemen Wagen und fahren zur Stadt hinaus. Außerhalb der Stadt sehen wir viele einzelne Wanderer dieselbe Straße ziehen. Eine Viertelstunde weiter, wo man eine lange Strecke Weges vor sich sieht, ist alles bunt von Regenschirmen. Da erkenne ich den alten Pfarrer von Knonau<sup>1)</sup> mit einem Trupp. „Vortrefflich,“ sagten wir; „wenn die Freiämptler (so heißen die Leute jenseits des Albis) kommen, die man hier sonst für die Gleichgültigsten hielt, so ist die Sache auf gutem Wege.“ Dann aber, je näher wir gegen Kloten kamen, desto ununterbrochener die Züge der Wanderer. Gar niedlich sahen die langen Reihen der bunten Schirme aus, wo sie über die Wiesen und durch die Hölzer zogen. Alle Gesichter heiter und fröhlich. Jetzt sind wir in Kloten. Ein ganzer Park von Chaisen ist aufgefahren, seitwärts an der Straße, diese gedrängt voll Menschen. Die Wirtshäuser gestopft voll, alle Fenster der Bauernhäuser mit Köpfen dicht besetzt. Wir gehen hinauf in den Saal des Wirtshauses zum Löwen.

---

<sup>1)</sup> Rudolf von Birch, \* 1773.

Da sind unsere wackern Fußgänger aus Zürich neben vielen Landleuten schon beim Frühstück und alles gemischt, Herr und Bauer, Fabrikant und Handwerker, Aristokraten und Liberale. Manche, die sich seit 1830 nie mehr begrüßt, schütteln sich herzlich die Hand. Von den Feinden sieht man nur selten einen über die Straße schleichen. Sie haben sich im nahen Bassersdorf versammelt, sind gar nicht zahlreich gewesen und auseinander gegangen. Aus dem Bezirk Pfäffikon sind mehr als tausend Freunde da, aus der acht Stunden entfernten Gemeinde Waldhundert Männer, alle in ihren Sonntagskleidern. Wir bezeugten ihnen unsere Teilnahme wegen des schlechten Wetters. „Ihr Herren,“ war die Antwort, „bei gutem Wetter hätten wir nicht kommen können, wegen der Feldarbeit. Der Regen aber macht uns nichts.“

Das Zentralkomitee war schon Tags zuvor eingetroffen und hatte die Nacht hindurch eifrig gearbeitet. Außen am Dorfe, auf der Seite gegen Bülach, ist der Gasthof zum wilden Mann, wo sich zwei Chaussees kreuzen, folglich ein geeigneter Punkt zum Volke zu sprechen. Dort war der stärkste Volkshaufe beisammen. Als ich mich demselben näherte, traf ich gleich auf eine Masse blasser, zum Teil wirklich feiner, zum Teil schweren Kummer ausdrückender Gesichter. „Da sollte ich Bekannte finden, sagte ich zu ihnen, Ihr seid aus der hintern Gegend (so nennt man die Bezirke Pfäffikon und Hinwil), und wohl mag mich der eine oder andere vom Bataillon Usteri her erkennen?“ „Ja freilich, Herr Hauptmann“, antwortete einer und lüpfte ein wenig die Mütze. „Wie geht's?“ fuhr ich fort, „jetzt habt Ihr wohl gleich mir im eigenen Hause Rekruten zu exerzieren. Die geben oft mehr Arbeit als die großen, und um dieser kleinen Mannschaft willen, denke ich, sind wir wohl beide hier.“ „Ja wohl, Herr Hauptmann, und will's Gott, werden wir etwas ausrichten.“ Solche und ähnliche Gespräche wurden

plötzlich durch viele Stimmen unterbrochen: „Der Herr Präsident, seht ihn dort!“, und auf dem Balkon des Gasthofes erschien Hürlimann-Sandis mit einigen Begleitern, alle in schwarzer Kleidung.

Jakob Hürlimann von Richterswil, geb. 1796, Sohn eines rechtschaffenen und tätigen Fabrikanten war im Jahr 1804 mein Schulkamerad in der Elementarschule und schon damals wegen seiner Offenheit und Freundlichkeit bei seinen Genossen wohlgekommen. Wenige Jahre später mußte er schon seine Zeit zwischen der Schule und dem Comptoir teilen und wurde der erstern ziemlich früh ganz entzogen. Französisch und Italienisch lernte er in einem Privatinstitut, und die schönen Kenntnisse, die er daneben besitzt, hat er alle sich selbst zu danken. Der Abgang an klassischer Bildung tritt in seinen öffentlichen Reden hie und da an Tag. Zu häufige Anwendung fremder Wörter, geschraubte und schwülstige Phrasen, auch kaufmännische Barbarismen sind darin nicht selten; aber im mündlichen Vortrag verdeckt dessen Lebhaftigkeit zum Teil diese Mängel dem Zuhörer. Hürlimanns politische Grundsätze sind rein demokratisch. Er will in unserm Freistaat keine Privilegien, er huldigt unbedingter Freiheit, aber er ist ein echt religiöser und sittlicher Mann. Vor einigen Jahren Mitglied des Großen Rates, hatte er wegen seines schwachen Gehörs die Stelle aufgegeben und sich ausschließlich seinen Geschäften als Gerant eines der ersten Etablissements unseres Kantons und der Teilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen gewidmet, als ihn, den sehr reichen und friedlich gesinnten Mann, die Straußische Sache plötzlich an die Spitze des bewegten Volkes rief. Er ist von mittlerer Statur, mager, blassem Gesicht, schwarzen, glatten Haaren, und um seinen Mund spielt ein leichtes Lächeln. Bei seinen tausend Fabrikarbeitern, bei allen Gemeindegossen steht er seit langem in hoher Achtung, und diese hat sich nun bei dem ganzen zürcherischen Volke in



solchem Maße gesteigert, daß schon hie und da einer zu verstehen gegeben hat, der Mann sei von Gott zum Propheten auserwählt. Er selbst, obschon von Schwärmerei durchaus entfernt, erkennt den göttlichen Ruf in der ihm plötzlich ohne sein Zutun eröffneten Wirksamkeit und folgt demselben mit einer Hingebung und Seelenruhe, die allen, welche ihn in kritischen Momenten beobachten konnten, warme Anhänglichkeit und unbedingtes Zutrauen einflößt.

„Heil Dir, Du christliches Volk des Kantons Zürich,“ so begann sein Gruß, „Du hast empfunden den Ernst des Augenblickes und bist herbeigeeilt aus allen Gauen Deines Vaterlandes zum Schutze Deiner heiligen Religion.“ Diesen und mehreren Worten herzlicher Begrüßung und Ermunterung schloß er eine historische Skizze der Bestrebungen des Zentralkomitee seit dessen Entstehung an, erinnerte, mit welchem Eifer das Volk Straußens Entfernung und Garantien, daß kein zweiter Strauß wiederkehre, verlangt habe; wie die Regierung, wiewohl mit Widerwillen, dem ersten Punkt entsprochen, allen übrigen Wünschen des Volkes aber ihr Herz verschlossen habe, das allen Vorstellungen unzugänglich und verstockt geblieben sei „wie das Herz des Pharao“. Da habe das Zentralkomitee beschlossen, nicht zu wanken, sondern auf gesetzlichem Wege fortzufahren in seinen Bemühungen. Jetzt aber, da diesem von Seiten der Regierung Verfolgung drohe, trete es zum erstenmal vor das versammelte Volk, nicht um zu vernehmen, ob dies des Komitees Benehmen gutheiße, davon seien die Männer des Komitees ohnehin überzeugt, sondern damit der Regierung über die Gesinnung des Volkes kein Zweifel übrig bleibe. Wenn man also die Schritte des Komitees gutheiße und auf der angetretenen Bahn weiter vorwärts gehen wolle, „so sprecht ja!“ Ein allgemeiner Jubelruf war die Antwort. So werde man nun, fuhr der Redner fort, zu den Geschäften schreiten. Ein Zeichen der Glocke solle die Mitglieder der Be-

zirkelsausschüsse nach der Kirche berufen. Den Zug werde man erkennen an der vaterländischen Fahne, die ihm vorgetragen werde. „Macht ihm freundlich Platz und drängt nicht nach, drückt nicht, damit Ordnung bleibe.“ Die von den Ausschüssen nicht besetzten Plätze seien für das Volk. Da aber nur der kleinere Teil in der Kirche Platz finde, so müssen sich die übrigen im Freien gedulden. Von Zeit zu Zeit aber werde von dieser Stelle (dem Balkon) das Volk durch Redner über alle in der Kirche vorgegangenen Verhandlungen und Beschlüsse unterrichtet werden.

Während dieser Rede hatte der Regen auch nicht eine Minute innegehalten, und doch durfte kein Schirm aufgespannt sein, um die Blicke nach dem Redner hin und auch den Schall seiner Stimme nicht zu hemmen. Dennoch wich von der ganzen Masse kein Mann, und mancher greise Schädel blieb die ganze Zeit über völlig entblößt. Bald darauf erfolgte der Zug nach der Kirche. Ich blieb draußen beim Volke und benutzte die eintretende Pause, um einen Freund zu besuchen. Inzwischen kam von Zürich der Bericht, es habe sich ein Teil des einberufenen Bataillons geweigert, Munition zu fassen, da es nicht gesinnt sei, sich wider seine Väter und Brüder gebrauchen zu lassen. Der Eindruck, den diese Botschaft machte, läßt sich denken. Sie erfreute um so mehr, als der unter unsern Auszüglerbataillons bestehende Bereitschaftstour nicht berücksichtigt und dieses Bataillon vorzugsweise einberufen worden war, weil dessen Bezirk für straußisch gesinnt galt. Gerade dieser Umstand machte aber die Mannschaft höchst unwillig. Man hielt sie den ganzen Tag in der Kaserne konfigniert, mit Ausnahme einer Kompagnie, die bei dem eben durchreisenden Großherzog von Baden die Ehrenwache versehen sollte. Dieser Fürst hielt sich jedoch nicht auf, sondern reiste, wenn ich nicht irre, über Basel nach Hause. Auch in Kloten passierten mehrere vornehme Herrschaften durch. Sie stukten



beim Anblick der gewaltigen Masse, aber ruhig öffnete sich ihren Wagen die Gasse durch das Volk, und freundlich grüßend fuhren sie hindurch. Einer aber, wie es schien, ein Britte, hielt an, stieg aus und wohnte bis ans Ende der Versammlung bei.

Zwei Stunden mochten seit dem Zuge zur Kirche verstrichen ein, und immer hatte das Volk geduldig im ununterbrochenen Regen ausgeharrt, als endlich der Jubelruf erschallte: „Sie kommen, sie kommen!“ Da trat auf den Balkon der große Bindschädler von Männedorf, ein stattlicher, blonder Herr, schwach im Reden aber entschlossen im Handeln (wie er seither bewiesen hat), und mit gewaltiger Stimme rief er: „Auch mir ist es vergönnt, im Namen unseres Erlösers Dich zu begrüßen, geliebtes Volk! Lange hast Du hier ausgeharrt; aber so Gott will, nicht umsonst. Hier bringe ich Dir etwas (indem er einen Bogen Papier hoch empor hielt) das Dich freuen soll. Du wirst vernehmen, daß dort im Tempel des Herrn gearbeitet worden ist. Einen großen Schritt sind wir vorwärts gegangen, liebe Freunde, wie Ihr sogleich hören werdet.“ Er schloß mit einem Segenswunsch und überreichte das Papier dem an seiner Seite stehenden Pfarrer Bernhard Hirzel von Pfäffikon, einem feurigen jungen Mann, der sich als Orientalist einen literarischen Ruf erworben hat. Dieser verlas nun die von Hurlimann in der Kirche an die Ausschüsse gehaltene Anrede, worin die Anträge des Zentralkomitees vorgetragen und entwickelt sind. Sie ist seitdem gedruckt worden, enthält einige sehr schöne Gedanken, verbreitet sich aber dann zunächst über unsere Lokalangelegenheiten in kirchlichen und Schuljachen.

Indes das Volk abermals im stärksten Regen diesen ziemlich langen Vortrag und einige kräftige Zusätze Bernhard Hirlzels in tiefer Stille anhörte, wurden in der Kirche die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Vorerst wurde eine nachdrückliche Adresse an die Regierung gutgeheißen, wodurch die Bezirksausschüsse im

Namen der 40,000 christlich gesinnten Bürger verlangen, daß die wider das Zentralkomitee ausgesprochene Anschuldigung der Aufwiegelei widerrufen und die Beamten, welche gegen dasselbe eingeschritten waren, zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Unverzüglich wurden 22 Deputierte (zwei aus jedem Bezirk) erwählt, um mit dieser Adresse in der nämlichen Stunde nach Zürich zu reisen und sie der Regierung einzugeben. Diese Wahl fiel auf allgemein geachtete und angesehenen Männer, denen einige der vorhandenen Wagen zur Verfügung gestellt wurden, worin sie alsbald abreisten. Ein zweiter Beschluß betraf eine festere Organisation der Gesellschaft in den Gemeinden, um namentlich bei den Wahlen das Übergewicht über die feindlich Gesinnten zu erhalten. Der dritte Beratungsgegenstand war eine an den Großen Rat zu richtende Petition, wodurch die im Frühjahr von ihm abgewiesenen Wünsche aufs neue vorgebracht werden sollten. Da geschah es dann, daß Herr Leonhard von Muralt, ein von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogener, aber für wohlthätige Zwecke immer eifriger Mann, das Begehren stellte, von dem Großen Rat eine kategorische Erläuterung des § 4 der Staatsverfassung zu verlangen, der als Landesreligion die christliche nach dem evangelisch-reformierten Lehrbegriff bezeichnet. Es sei Zeit, meinte der Redner, daß einmal deutlich ausgesprochen werde, welches das Fundament dieses Lehrbegriffes sein solle, und er finde dasselbe ausschließlich in den heiligen Schriften des alten und neuen Testaments nach ihrem vollständigen und unverfälschten Inhalt, ohne Mehrung noch Minderung. Ein donnernder Beifall folgte diesen Worten von Seite der sonst die ganze Zeit hindurch in würdevoller Stille verbliebenen Versammlung und legte zum Erstaunen manches bloß politischen Parteimanns die Lebendigkeit des kirchlichen Motivs in dieser Volksbewegung zutage.

Die Mitteilung dieser Petition an das draußen auf dem Plage harrende Volk folgte unmittelbar nach. Zwei ausgezeichnete

Volksredner, Pfarrer Maximilian Meher in Glattfelden und Dr. Rahn-Escher, traten nacheinander auf und erzeugten jene hehre Begeisterung, die sich nicht in Ausrufen und Händegeklatsch, sondern in der stillen Rührung jedes einzelnen kundgibt. Meher erklärte die Petition in der schmucklosen ruhigen Rede eines treuen Freundes zum Freunde. „Das Wort Gottes, klar und einfach, wie wir es von unsern Vätern empfangen haben, wollen wir auch unsern Kindern und Enkeln überliefern.“ Während er sprach, begann der Himmel sich aufzuklären, und sein freundliches Blau, das nach und nach über den größern Teil des Horizontes sichtbar wurde, schien das gesegnete Ende unserer mit Gott begonnenen Unternehmung anzudeuten. Dann trat Dr. Rahn auf, warf einen Rückblick auf die Verhandlungen des Tages und dankte dem Volke für seine Treue und Ausdauer. „Dich segnen alle Christen im engern und weitem Vaterlande. Deiner gedanken im Gebet die Gläubigen der entfernten Länder. Auf Dich sehen aus dem Aufenthalte der Seligen herab die Dir vorangegangenen Väter, Deine Eltern, die bei der heiligen Taufe das hier von Dir erneuerte Gelübde der Treue gegen Deinen Gott und Deinen Erlöser in Deinem Namen abgelegt; sie sagen: „Herr dort stehn sie, die Du uns anvertraut hast.“ „Dich segnen Zwingli und die Helden, welche für die reine evangelische Lehre ihr Blut freudig geopfert haben.“ Auch der Brüder der andern Konfession im Vaterlande und ihrer christlichen Teilnahme wurde gedacht. Während dieses Vortrages entblößten sich alle Häupter. Hunderte suchten ihre Tränen zu verbergen, indem sie den Hut oder die Mütze vor das Gesicht hielten. Einzelne Greise hörte ich rufen: „Ja, so ist es, es ist alles wahr, Gott sei mit Euch, Gott segne Euch, Ihr lieben Herren!“ Zuletzt erschien auch Hürlimann, dankte mit herzlichen Worten, ermahnte zu ruhigem Benehmen während der Heimkehr, verabschiedete und segnete das Volk.

Als Hürlimann geendet hatte, lösten sich die gewaltigen Knäuel auf, und nach allen Seiten hin traten die Scharen den Rückweg an. Es war ungefähr 2 Uhr. Freundliche Witterung begünstigte denselben, und ein glänzender Sonnenuntergang beleuchtete den Einzug Vieler in die heimischen Dörfer.

In Kloten weilten noch die Mitglieder des Zentralkomitee, um die Rückkehr der Deputierten abzuwarten. Andere Freunde setzten sich zu Tische, um sich ein wenig zu erfrischen. Doch waren im ganzen Dorf kaum noch ein paar hundert Männer beisammen. Auch unser Kutscher war schon befehligt, einzuspannen. Da kommt von Zürich her Oberstleutnant Bürkli,<sup>1)</sup> welcher der Versammlung ebenfalls beigewohnt hatte, in gestrecktem Galopp zurückgefahren, springt aus dem Wagen und bringt die Botschaft, unsere 22 Deputierten seien sämtlich arretiert. Sein Gewährsmann war der Kassier des Bankierhauses Schultheß, dessen einer Chef noch in Kloten zu Tische saß, der andere bei der Deputation sich befand. Bürkli hatte den Kassier auf dem Wege getroffen, den atemlosen Mann zu sich in den Wagen genommen, rasch umgewendet und allen Volkshaufen, die ihm noch begegneten, vorläufige Kunde von diesem „Gerüchte“ gegeben.

Nun entstand ein gewaltiger Tumult unter den noch Anwesenden. Einige erblaßten, andere jubelten: „Hurrah! jetzt geht's los, jetzt soll sich's zeigen, ob noch Schweizerblut in unsern Adern fließt.“ Wieder andere riefen: „Gilt zur Kirche und zieht die Glocken an!“ — Da erschien Hürlimann. Seine ersten Worte waren: „Das ist nicht möglich, es kann nicht Gottes Wille sein.“ Sogleich aber fragte er ruhig: „Wo ist der Mann, der die Nachricht brachte?“

Der arme Kassier trat nun hervor und erzählte, von schwerem Keuchen unterbrochen, gleich nach Ankunft der Deputierten, die

---

<sup>1)</sup> Georg Bürkli, Erbauer des hintern Tiefenhofes, an dessen Stelle heute die Eidg. Bank steht, \*1793.

im Kasino abgestiegen waren, sei eine Anzahl Landjäger (Gensdarmen) in die Wohnung des Bürgermeisters beschieden worden, und auf dem Wege dahin habe einer derselben dem Bruder<sup>1)</sup> des Dr. Rahn-Escher die Worte in die Ohren geraunt: „Jetzt geht's ans Arretieren.“ Von diesem Bruder Dr. Rahns habe er selbst diese Nachricht. (Man muß wissen, daß das ganze Landjägerkorps bis zum letzten Mann der guten Sache schon seit dem Frühjahr ergeben war.) „Daß also unsere Deputierten wirklich arretiert sind, wissen wir noch nicht,“ sprach Hürlimann, „aber einen kleinen Augenblick Geduld; wir werden bald im Klaren sein.“ — „Aber,“ fragte jemand, „gesetzt den Fall, man habe sie arretiert, dürfen wir dann läuten?“ — „Dann“, antwortete er ruhig, „wird Sturm geläutet, jeder ergreift die erste beste Waffe, und Jung und Alt marschiert nach Zürich.“ Nun wurden bei offenen Türen aufs ungenierteste die zu ergreifenden Maßregeln verhandelt, es wurde laut ausgesprochen, daß die Regierung auch ohnehin abgesetzt sein müsse, auch daß man auf die erste Nachricht von Truppenaufgeboten aus andern Kantonen den Sturm wolle ergehen lassen usw. Ein Landmann äußerte: „Meine Herren, ich hege das Vertrauen zu Zürichs Bürgerschaft, daß, wenn im Moment der Abreise dieses Boten unsere Deputierten festgenommen waren, sie in diesem Augenblick schon befreit sind.“ — Dieses schöne Zutrauen war nicht unverdient. Auf die erste Sage hin hatte der kräftige Stadtrat Gysi<sup>2)</sup> schon zu allen Glocken Leute beordert, und es bedurfte nur eines Winkes, so intonierte das Große Münster den Sturm.

Aber siehe! Da kommen unsere Deputierten wohlbehalten zurück. Der Bürgermeister Heß hatte sie freundlich empfangen und seine Verwendung für Erfüllung ihrer Wünsche zugesagt.

---

<sup>1)</sup> David Rahn, nachmals Bezirksgerichtspräsident, \*1811.

<sup>2)</sup> Der nachmalige einflußreiche Stadtschreiber, \*1803.



Unmittelbar darauf ließ er den Regierungsrat zusammenrufen; denn eben zu diesem Behufe hatte er jene Landjäger zu sich bestellt.

Nun trennten sich alle Freunde in Kloten und reisten nach Hause. Diejenigen Züge, welche zu Fuß durch Zürich kamen, zogen schön geordnet und vaterländische Lieder singend durch die Stadt. Ein ansehnlicher Trupp von ein paar hundert Mann verfügte sich noch zum Kasino, um denjenigen der 22 Deputierten, welche nicht mehr nach Kloten zurückgekehrt, sondern gleich zu Hause geblieben waren, ihre Anhänglichkeit zu bezeugen, und viel Volk aus der Stadt strömte ihnen nach. Escher-Schultheß<sup>1)</sup> dankte ihnen und beruhigte sie, worauf sie friedlich nach Hause gingen.

In der Stadt war ein gewaltiges Treiben den ganzen Tag hindurch. Es wurde wenig gearbeitet und viel nach Neuigkeiten gefragt. Die Truppen blieben in der Kaserne konsigniert.

Die Stadt Winterthur hatte mit scheelen Augen der Sache zugeesehen. Auch dort war mancher redliche Mann uns zugetan; aber eine radikale Mehrheit schüchterte die Guten ein. Es wurde ausgestreut, das Volk des Bezirkes Hinwil wolle die Stadt Winterthur anzünden, und die Bürger wurden bewogen, sich im Stillen zu bewaffnen. Den in Kloten anwesenden Männern von Hinwil kam dieses zu Ohren. „Wir wollen den Winterthureren zeigen,“ sagten sie, „daß wir keine Mordbrenner sind“, und so nahmen sie den Rückweg durch das seitwärts gelegene Winterthur und zogen Psalmen singend durch dessen Straßen der Heimat zu.

Abends spät vernahm man in Zürich, der Regierungsrat habe beschlossen, den in der Adresse gestellten Forderungen nicht zu entsprechen, dagegen auf Montag den 9. September den Großen Rat einzuberufen.

---

<sup>1)</sup> Heinrich E., alt Oberamtmann von Wädenswil, \*1777.

## Die Gährung.

Es ist ein Rennen, ein Zusammenlaufen  
Bei allen Bürgern, niemand weiß die Ursach.

Jedem, der in Kloten gewesen war, überhaupt jedem denkenden Mann war es klar, daß die Regierung sich nicht mehr werde halten können. Man durfte annehmen, daß die Männer von Kloten zu Hause durch ihre Erzählungen die Gemüther aufs äußerste aufregen würden und daß der ersten drohenden Bewegung von Seiten der Regierung ein gewaltfamer Ausbruch unmittelbar nachfolgen müsse. Die Mehrheit des Regierungsrats sah das Schwierige seiner Stellung wohl ein und trachtete einzig, die Ruhe des Landes bis zum Zusammentritt des Großen Rates zu erhalten; eine Minderheit hingegen wollte zur Behauptung ihrer Regentenstühle das Äußerste wagen und die Hülfe des sogenannten Siebnerkonfordsates in Anspruch nehmen. Die Gesandten der in demselben begriffenen Stände (Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau und Basellandschaft) hielten häufige Konferenzen und anerbieten der Regierung ihre Vermittlung oder bewaffnetes Einschreiten; allein die gedachte Majorität lehnte es ab. Sie wollte dem Volk eine friedliche Gesinnung zeigen und entließ aus diesem Grunde schon am Dienstag den 3. September das einberufene Bataillon. Dessenungeachtet wurde auf unserer Seite jede Bewegung der Gegner mit dem größten Mißtrauen beobachtet und auf alle möglichen Fälle Bedacht genommen. Es wurde von unsern obersten Leitern abgeredet, am 9. September im Großen Rat auf die Auflösung dieser Behörde anzutragen (mit andern Worten eine Revolution zu machen). Man sah sich nach den Männern um, welche die provisorische Regierung bilden sollten, erforschte die Gesinnung der Gesandten der uns geneigten Kantone, wobei die treuen, alten Eidgenossen der drei Urstände (Uri, Schwyz und Unter-



walden) die besten Zusicherungen gaben, und dachte überhaupt auf Mittel, den Übergang in eine andere Ordnung mit möglichstem diplomatischem Anstand zu bewerkstelligen. Indes aber in den höhern Regionen mit dieser Zartheit verhandelt ward, ging man in den untern etwas handgreiflicher zu Werke. Den Gemeinden wurde vom Ausschuss des Komitees zugeschrieben, wie die Regierung nicht entsprochen habe, daher möge man wachsam sein; privatim wurde hinzugefügt, daß auf den Großen Rat möglichst viel Volk in die Stadt kommen solle, um jenem zu imponieren. Auf offener Straße verhieß man sich, wenn der Große Rat nicht nachgebe, ihn diesmal mit dem Stocke auseinanderzujagen. Am Dienstag reichte jemand dem Ausschuss des Komitees einen Entwurf zur Organisation eines Landsturmes ein, für den Fall, daß von der Regierung Gewalt gebraucht würde, und den Freunden am See wurde über die Notwendigkeit militärischer Vorbereitungen geschrieben. In Zürich waren die Bürger in gespannter Erwartung: „Geht's bald los?“ — „Laßt Euch nicht überraschen. — Schmiedet das Eisen, während es warm ist“ und dergleichen. Doch neigte sich in der Stadt die große Mehrheit zu der Ansicht hin, daß wir nicht die erste Glocke ziehen dürfen.

Die Lage der Stadt war nämlich sehr delikate. Tat sie den ersten Schritt zur Revolution, so hieß es vielleicht: „Sehet, die Aristokraten sind an der ganzen Geschichte schuld; es handelt sich nur um Herstellung städtischer Privilegien und um Unterdrückung der Landschaft.“ Blieb aber Zürich ruhig, so war zu besorgen, daß isolierte Ausbrüche erfolgen und aus Mangel eines leitenden Mittelpunktes fehlschlagen könnten, oder daß es heiße: „Sie wollen nur ernten und andere säen lassen. Das Leben der Bauern achten sie nichts und sorgen nur für die eigene Haut.“ Es bedurfte daher eines ruhigen und entschlossenen Führers, um die Kraft zurückzuhalten und erst im günstigen Moment losbrechen zu lassen; und diesen Führer besaßen wir

auch an dem Präsidenten des Stadtrates, Oberstleutnant Eduard Ziegler. Denn als am Donnerstag (5. September) jemandem von Seite eines Regierungsgliedes die, wie sich später zeigte, voreilige Kunde von der Existenz eines radikalen Komplottes zukam, mit dem ausdrücklichen Anhang, es habe dasselbe einen Rückhalt in einem Aufgebot von vierzigtausend Mann aus Bern und den andern Konfödatkantonen und „wenn Ihr nicht unverzüglich losschlägt, so geht es Euch in sechs Stunden an den Kragen“, so wurde Ziegler unverzüglich ersucht Sturm läuten zu lassen. Darauf gab er gelassen zur Antwort, seine Pflicht sei, Ruhe und Ordnung zu erhalten, solange von Seite der Regierung keine Gewalt wider uns angewendet werde; und was die Truppen aus andern Kantonen anbetreffe, so sei es früh genug, auf Maßregeln wider dieselben zu denken, wenn man bestimmt wisse, daß dergleichen wirklich aufgeboden seien; aber auf so vage Nachrichten hin, wie die gegenwärtige, müsse man sich nicht zu übereilten Schritten hinreißen lassen.

Unterdessen machte jenes Gerücht die Reise durch die Stadt mit dem Zusatz, in einer halben Stunde ergehe der Sturm, und jetzt schon zeigte sich, wie gut die Bürger dachten, denn die meisten waren voll Freude und harrten mit Sehnsucht des ersten Glockenschlags; auch die wenigen Landleute, die in der Nähe waren, entbrannten sogleich, und es wurde von Vielen Pulver und Blei gekauft. Noch im Vormittag beeilte sich die Polizei, dem Publikum die Grundlosigkeit des Gerüchts und die friedliche Stimmung der Regierung zu versichern. Aber schon hatte Dr. Rahn dem Pfarrer B. Hirzel in Pfäffikon diese Nachricht mit der Mahnung mitgeteilt, den Landsturm vorzubereiten, und da Hirzel gleichzeitig von Hinwil und Winterthur ähnliches berichtet wurde, so dachte er, es sei die Zeit zum raschen Handeln gekommen. Abends 7 Uhr wurde in Pfäffikon Sturm geläutet, und alle Glocken der Nachbargemeinden folgten nach.

### Die Bürgergarde.

Da langt der Mann das Schwert hervor  
Aus Friedens Hut,  
Prüfts mit dem Finger auch zuvor;  
Es schneidet gut.

Verfehen wir uns nun in das Haus eines nicht eigentlich ruhigen, aber ehrbaren Bürgers in Stadelhofen. Derselbe war ein wenig mürrisch zu Bette gegangen, denn daß der Stadtpräsident nicht hatte läuten lassen, wurmte ihn gewaltig. Er faßte also den Entschluß, seinen Ärger zu verschlafen, legte sich aufs rechte Ohr und schlief sogleich ein. Allein um Mitternacht hört unser Bürger das Geflingel der Hausglocke, und gleich darauf kommt die im untern Stocke wohnende Schwägerin herauf und erzählt, ein Nachtwächter habe Herrn M. gesucht, der im nebenstehenden Hause wohnt, um jenem Herrn M. zu sagen, er möchte vollständig bewaffnet aufs Stadthaus kommen, da im Bezirk Pfäffikon der Sturm ergangen sei. „Diebes Weib“, sagt nun der Bürger zu seiner treuen Hälfte, indeß er sich ankleidet, „geh einmal auf den Boden, aber sei vorsichtig mit dem Dichte, und bringe mir die Schachtel mit den Patronen.“ „Aber, mein Dieber, nicht dich verlangt man, sondern den andern M.“ „Ja, ich verstehe schon, aber hole mir nur die Schachtel“. „Nun da ist sie; aber sage mir, bist du nicht verpflichtet, bei eintretendem Alarm auf dein Bureau zu gehen? „Ja, mein Kind, ich werde gehen, sobald ich kann.“ Und husch, war mein Bürger beim Better Nachbar, und beide marschieren mit spiegelblankem Gewehr durch die stillen Straßen in der sternenhellen Nacht aufs Stadthaus, in dessen Hausflur eine gute Zahl Bewaffneter versammelt ist und von alten Offizieren, die in Holland und Frankreich gedient haben und urplötzlich, ihren funkelnden Augen nach zu urtheilen, um 25 Jahre jünger geworden sind, in Reih' und Glied gestellt wird.

Da steht nun der friedliche Bürger auf dem Scheideweg zwischen Neigung und Pflicht. Er dachte auf dem Stadthaus seinen Vorgesetzten vom Bureau zu finden und ihn zu fragen: „Darf ich für ein paar Stündchen mitmachen?“ Indes er nun ängstlich unter den versammelten Bürgern (es mochten vorerst etwa 40 sein) forschet, faßt ihn ein Offizier barsch am Arm: „Hieher, Herr M.“ Ein Anderer legt mit boshaftem Lächeln um den linken Arm des Geängstigten eine weiße Binde, und in der nämlichen Sekunde kommandiert ein Dritter: „T'Attention! Schultert Err! Rechts um! Marsch!“ und der friedliche Bürger ist, ohne zu wissen wie, zum Soldaten umgewandelt und marschirt in Gesellschaft von dreißig andern Taugenichtsen seines Schlages mit dem Rassen Schlüssel in der Tasche, nicht zwar sehr traurig, aber ganz verwundert zur Stadt hinaus.

Vor dem Abmarsche hatte Ziegler uns gesagt, es solle eine Kolonne Landsturm gegen die Stadt im Anmarsche sein; die Herren Rahn und Spöndli als Mitglieder des Zentralkomitees werden diesen Leuten entgegengehen, um zu vernehmen, was sie beabsichtigten; wir 30 Mann seien den genannten Männern zur Eskorte gegeben und haben ihre Befehle zu empfangen. Noch war es in der Stadt ganz stille, nur einzelne Bewaffnete sah man hie und da ruhig dem Stadthause zugehen. Noch stiller war es außerhalb der Stadt in der Gemeinde Neumünster. Alles schlief in größter Ruhe. — Wir zogen hinaus nach Hirslanden, eine gute Viertelstunde von der Stadt, und quartierten uns im dortigen Wirtshaus ein, nachdem die nötigen Schildwachen ausgestellt waren. Immer hatten wir die Ohren gespißt, ob vom See her kein Läuten zu vernehmen sei. Eine Lärmkanone ließ sich hören, das gewöhnliche Signal einer Feuersbrunst; aber da nur ein Schuß geschah und kein Geläute nachfolgte, wußten wir, daß es mit dem Landsturm, wie sich nachher bestätigte, in keiner Verbindung stand. Inzwischen dampften Pfeifen und Zigarren,

und in Erwartung des bestellten Kaffees sah man vorerst die Kameraden recht an und freute sich, hier bei einander zu sein. Es war eine gut ausgewählte und trefflich gesinnte kleine Truppe.

Indeß wir uns aber mit heitern Gesprächen die Zeit verkürzten, waren die beiden Kommittierten in sichtbarer Unruhe. Daß am See alles still blieb, ließ sie besorgen, der Ausbruch der hintern Gemeinden sei ein vereinzelter Versuch und dem Mißlingen ausgesetzt. In der Eile, womit wir unter die Waffen gerufen wurden, hatte man nicht daran gedacht, einige berittene Männer als Ordonnanzen zu berufen, die man gerade in diesem kritischen Momente nach allen Richtungen hätte abgehen lassen können. Überhaupt hatte sich das Komitee den Fall eines vorzeitigen Ausbruches nicht deutlich gedacht, sondern alle seine Maßnahmen auf den kommenden Montag berechnet und fand sich daher ein wenig überrascht. Der besonnene Rahn schien sich zum Zurückhalten, der ungeduldige Spöndli zum Losbrechen hinzuneigen. So mochte eine Stunde verstrichen sein, da ertönte der Ruf: „Wacht ins Gewehr!“, und zwei Reiter kamen in scharfem Trab von Wytikon hergeritten und fragten nach Dr. Rahn. Sie brachten einen Brief vom Pfarrer zu Uster, des Inhalts, es sei in ein paar Gemeinden der Sturm ergangen, aber noch sei keine wirklich aufgebrochen; er wünsche zu wissen, ob man marschieren solle. Rahn gab ihnen sogleich eine Antwort mit, welche zum Aufschub riet, insofern nicht die Bewegung eine solche Ausdehnung genommen habe, die auf einen sichern Erfolg rechnen lasse. Da ich bei der Truppe unter dem Gewehr stand, habe ich weder Brief noch Antwort gesehen. Hintennach ist gut reden, aber ich bezweifle, daß ich anders geantwortet hätte. Rahn wußte gar wohl, was Landesitte ist; er konnte demnach mit Sicherheit annehmen, daß die Seegemeinden, wenigstens die größten, von Pfäffikon durch Boten berichtet sein



würden. Und dennoch kein Geläute? Also herrschte am See Unschlüßigkeit, und ohne Hilfe des Sees durfte man sich keinen Erfolg versprechen. Es wurde der Rückmarsch nach der Stadt befohlen, da man nun sicher war, daß wenigstens von dieser Seite nichts heranziehe.

Glücklich, wer nichts zu befehlen und zu sorgen hat! Den Inhalt dieser Korrespondenz hatten wir gemeinen Knechte ungefähr so vernommen; aber sorglos sagten wir: „Laßt sie schreiben, morgen wird die Regierung doch über den Haufen geworfen!“ In dem Dorfe selbst war alles ruhig geblieben; nur ein paar Bauernknechte hatten sich voll Verwunderung unserm Wachposten genähert und uns um die Ursache unseres Besuches gefragt, dann aber mit hoher Freude den Zweck desselben vernommen und uns versichert, daß wir uns mitten unter Freunden befänden. Ohne die mindeste Störung marschierten wir gegen 3 Uhr in die Stadt zurück, wo in unserer Abwesenheit die Bewaffnung der Bürger aufs Eifrigste fortgesetzt worden war. Ein starker Posten stand vor Stadelhofen<sup>1)</sup>, und auf dem Stadthause wimmelte es von bewaffneter Mannschaft.

Natürlich hatte die Bewegung unter den Bürgern die Regierung beunruhigt. Sie versammelte sich in der Nacht und verlangte von Ziegler Aufschluß über den Zweck der Bewaffnung. Mit Offenheit erklärte er, dieselbe habe zunächst keinen andern, als Schutz der Personen und des Eigentums; wenn hingegen die Regierung auf das Volk sollte feuern lassen, so stehe er nicht dafür, daß die Bürger mit dem Volke nicht gemeine Sache machten. Die Regierung erklärte sich durch diese Antwort befriedigt und bewilligte die Verabfolgung von Waffen aus dem

---

<sup>1)</sup> Beim Hause zum Falken an der Gabelung Kreuzbühlstraße-Mühlebachstraße. Das ist der Posten, der im Taschenbuch 1906 pag. 99, Anm. irrtümlicher Weise an die Ecke Talgasse-Neuenhofstraße verlegt wurde.

Zeughaus an die Bürger. Auch befahl sie dem Kommandanten ihrer Militärmacht, sich mit dem Chef der Bürgergarde, unserem Ziegler, ins Einverständnis zu setzen. Die Truppen der Regierung bestanden nämlich aus der jungen Mannschaft der zufälliger Weise im Dienst stehenden Militärschule, 100—120 Mann Infanterie, meistens Aspiranten auf Offiziersstellen, unter dem Instruktor Oberst-Lieut. Sulzberger (Bruder des Ingenieurs), und zwanzig Reiter unter ihrem Instruktor Major Uebel (früher Seconde-Lieutenant im 2. Preuß. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiment). Den Oberbefehl führte Oberst Salomon Hirzel, in der ganzen Schweiz als erfahrener Krieger geschätzt (er hat in Portugal und an der Beresina mit Auszeichnung gefochten) und auch bei den Bürgern wohl gelitten. Leider aber befand er sich durch seine spezielle Eigenschaft als Zeugherr (Chef des Arsenal) in einer schiefen Stellung, die auf seine Dispositionen einen fatalen Einfluß ausübte. Von den beiden Unterbefehlshabern als täglichen Genossen der radikalen Häupter war nur Schlimmes zu erwarten. Auch etwa 40 Studenten, meist aus andern Kantonen und Fremde, hatten der Regierung ihre Dienste angeboten und, da man sie beschwichtigte, wiederholt Waffen verlangt. Dies schlug man ihnen ab; denn da wäre sofort der Abfall des Landjägerkorps erfolgt und dieses vereint mit den Bürgern auf sie losgegangen. Später verlangten sie den Zutritt in die Bürgergarde, den man ihnen verweigerte, unter dem Vorwande, es seien keine Waffen mehr da.

Wir waren nicht lange von unserm Ausfluge zurück, und ich weidete meine Augen an der malerischen Konfusion im untern Saale des Stadthauses, wo sich bewaffnete Mannschaft um einen Tisch herumdrängte, darauf Papiere, Schreibzeug, Tabakspfeifen, heruntergebrannte Lichter, Trümmer von Käse und Brot, einzelne Waffenstücke, dann ein paar enorme Flaschen mit Wein in bunter Unordnung zur Schau standen, als ein Gemurmeln durch die



Bürger ging, Uebel sei mit den Dragonern auf dem Münsterhofe aufmarschiert.

Gleich darauf wurde ich zu Ziegler gerufen, der mir diese Nachricht mit dem Beifügen mittheilte, es sei nötig zu wissen, ob Uebel die Verfügungen des Oberst Hirzel, der mit uns einverstanden sei, anerkenne oder etwa Befehle eines radikalen Komitees annehme. Zu diesem Ende solle ich eine Patrouille über den Münsterhof führen; lasse er sie passieren, wohl und gut; mache er mir Schwierigkeiten, so solle ich ihm sagen, man werde an Hirzel rapportieren; und wenn Uebel auch dann unsere Bewaffnung nicht respektiere, so werde man ihn als Feind behandeln. „Aber ganz höflich und so ruhig, wie ich jetzt zu dir rede, mußt du ihm dieses sagen.“ Ich nahm freudig vier Mann und führte sie hart an der Fronte der Reiter hinunter, ohne angehalten zu werden, dann pro forma durch ein paar Gassen und abermals an den Reitern vorbei. Da sahen wir Oberst Hirzel neben Uebel stehen und durften nun überzeugt sein, daß letzterer sich gefügt habe und wenigstens zwischen Bürgergarde und Militär einstweilen das nötige Einverständnis herrsche.

Wie der treue Gatte seinem besorgten Weib versprochen, so begab er sich dann auch, da vorerst nichts weiteres zu tun war, gewissenhaft aufs Bureau und erhielt von seinem lächelnden Prinzipal die Erlaubnis außer der Geschäftsstunde an den äußern Angelegenheiten Theil zu nehmen; wogegen er sein Eintreffen zur Geschäftsstunde bestimmt zusagte. „Vielleicht geht es vorher los,“ dachte er in seinem Innersten.

Ich ging wieder aufs Stadthaus, und es begann zu tagen. Da rief mich Dr. Rahn und sagte mir, der Landsturm sei auf der großen Straße über Dübendorf und Schwamendingen im Anmarsch und dessen Spitze schon in Oberstrass eingetroffen. Er gehe ihm mit einer Eskorte von 20 Mann entgegen und wünsche, daß ich letztere führen und ihm auch für die Anordnung des

Einmarsches der Bauern an die Hand gehen möge. Freudig zog der kleine Trupp mit uns aus, und auf dem Wege verständigte ich mich mit Rahn dahin, das Volk auf dem Quai am rechten Simmatufer halten zu lassen und nicht über die Brücken zu führen, zumal da uns berichtet war, ein großer Teil desselben sei unbewaffnet. Wenn dann aber Verstärkung vom See her eintreffen würde, so sollte im Einverständnis mit der Bürgergarde allmählig gegenüber dem Militär Terrain gefaßt und die Besiznahme des Zeughauses erwirkt werden. Nun kam uns die Botschaft, der Landsturm habe in Oberstraß (eine Viertelstunde vor der Stadt) Halt gemacht, und bald darauf stießen wir auf das daselbst ruhende Volk. Ich ließ halten und Gewehr beim Fuß nehmen; Rahn begab sich in das nahe Wirtshaus. Da erblickte mich Pfarrer Bernh. Hirzel und sagte mir, sein Volk wolle die Stadt nicht beunruhigen und werde deshalb, sobald die Antwort von der Regierung einträfe, wieder nach Hause gehen. Auf meine Anzeige, daß Dr. Rahn ihn suche, ging er ebenfalls in jenes Haus. Die Bauern traten um uns her. „Ihr seid früh aufgestanden,“ redete ich sie an, „und doch haben wir Euch noch früher erwartet. Wir glaubten schon um Mitternacht, Ihr würdet über Wyrtikon heranziehen, und harrten Euer vergeblich in Hirslanden.“ Freundlich erwiderten sie, sie haben absichtlich den weitem Weg eingeschlagen, um andere Gemeinden an sich zu ziehen. Dann wiederholten sie Hirzels Zusicherung; ja, einer sagte: „Die Regierung soll ruhig an ihrer Stelle bleiben, sobald sie dem entspricht, was in Klotten geredet wurde.“ Der Platz, wo ich stand, gestattete mir nicht, die Menge zu übersehen, ich sah nur die vordersten 4 bis 500 Mann. Ihr Aussehen war miserabel. Die Mehrzahl schien der armen Fabriklerklasse anzugehören, alle in ihren schlechten, zum Teil zerrissenen Kleidern; einige ganz unbewaffnet, die meisten mit dicken Stöcken versehen; selten ein Bewaffneter mit rostiger Flinte.

Bauern versicherten mich, es käme sehr viel Volk nach; die Straße sei bis Schwamendingen gedrängt voll.

Nun nahte sich eine Regierungs-Deputation mit der Standesfarbe (dem Ratsdiener im weiß und blauen Mantel). Ich ließ meine Truppe das Gewehr präsentieren; die Bauern zogen die Hüte ab und machten Platz. Es waren die Regierungsräte Hegetschwyler und Melchior Sulzer, beides Gutgesinnte. Hegetschwyler schien beim Anblick des Volkes höchst betroffen, und ich habe seitdem aus sicherer Quelle vernommen, daß es dessen Wehrlosigkeit und auch numerische Schwäche waren, die ihn erschreckten. Die Deputation verfügte sich in das Wirtshaus.

Alle Umstehenden waren jetzt überzeugt, daß die Sache friedlich beigelegt würde, indem offenbar die gemäßigte Partei in der Regierung die Oberhand gewonnen hatte. Meiner Zusage eingedenk, übergab ich also, da die Geschäftsstunde nahte, das Kommando meiner Mannschaft einem Freunde, und bald hernach ging Dr. Rahn mit derselben nach der Stadt zurück. Als vollends die Regierungs-Deputation, welcher von Pfarrer Hirzel eine Frist von zwei Stunden zur Erteilung einer günstigen Antwort war zugestanden worden, mit Äußerungen der Zufriedenheit in der Stadt zurückschien, glaubten Viele nicht nur an eine friedliche Verständigung, sondern besorgten sogar den Fortbestand der Regierung. Es war Freitag, der Tag des Wochenmarktes; viele Bauern vom See versicherten, bei ihnen werde von einer Bewegung nichts geahnt, und meinten, das Unternehmen sei voreilig und bleibe ohne Erfolg. Mehrere Kaufleute öffneten ihre Komptoire; auf der Bank wurden die gewohnten Geschäfte vorgenommen, Geld aufgestellt und ausgegeben. Da ertönte gegen 9 Uhr vom benachbarten Neumünster her (so heißt die neue Kirche in Riesbach) das Sturmgeläute, und durch die Straßen ging der Ruf: „Sie sind da!“

### Der Sturm.<sup>1)</sup>

Die Glocke ruft mit lautem Zug;  
Die Glocke ruft, das ist genug.

O Zürich, dein Gebet und deine Almosen erhalten dich! so lautet ein alter Spruch, mit dem uns in Augenblicken überstandener Gefahr redliche Miteidgenossen ihre freundliche Teilnahme zu bezeugen pflegten. Wie es heute mit dem Beten steht, weiß niemand als Gott; die Wohltätigkeit hingegen ist trotz alles überhand genommenen Unkrautes noch nicht verschwunden und hat diesmal reichlichen Segen gebracht. Vor einem Jahre brannte das Dorf Pfäffikon ab, in den ersten Tagen von Bernhard Hirzels Antritt der Pfarrei. Überaus reichlich fiel die Steuer; Viele erhielten aus Zürich mehr, als sie verloren hatten. Jetzt gab Pfäffikon den ersten Stoß zum Landsturm, seine Angehörigen versprigten ihr Blut für die gute Sache und gaben das Muster von rechtschaffenem Betragen in der wildesten Aufregung.

Es war ungefähr 8 Uhr, als das Militär, welches bisher die Brücken besetzt gehalten hatte, eine neue Stellung einnahm, die ausschließlich die Verteidigung der Zeughäuser bezwecken sollte. Der vordere Teil des Münsterhofes sollte behufs Durchpaß von den Brücken und der Storchengasse her nach der neuen Poststraße, sowie letztere selbst allem Volke frei und offen, die engen Zugänge zu dem alten Zeughause dagegen abgesperrt bleiben.

Auf dem hintern Teil des Münsterhofes hielten die Dragoner. Noch hatte ihnen Oberst Hirzel keine Patronen geben lassen; da soll ihnen Übel Schrot ausgeteilt und ihnen gezeigt haben, wie bei dessen Laden zu verfahren ist. Später erhielten sie dann

---

<sup>1)</sup> Vgl. das Plänchen im Jahrg. 1906 des Taschenbuches.

Patronen. Besonders aber fiel es auf, daß ein wilder, radikaler Häuptling<sup>1)</sup> zu Pferde den alle Bürgerpersonen abwehrenden Gorden überschreiten durfte und sich mit Übel längere Zeit unterhielt, da Oberst Hirzel gerade nicht auf dem Platze war.

Die Regierung saß im neuen Postgebäude und konnte zu keinem Schlusse kommen. Abzutreten hatten diese eigennützigen Menschen nicht im Sinn, und um Gewalt anzuwenden, fehlten ihnen die Mittel. Unbedingt in die Forderungen des Volkes einzuwilligen, ging auch nicht, ohne sich vor den Augen aller Welt aufs schimpflichste herabzusetzen. Darum suchten sie hin und her nach einem Mittelweg, und darüber verstrich die Frist.

Vom Zentralkomitee waren einige Mitglieder versammelt, und die übrigen erschienen nach und nach. Einige erbehten vor dem Schritt, den sie tun sollten, andere verlangten, die Stadt solle zuerst Sturm läuten. Auch Hürlimann traf ein, voll festen Willens, aber bewegt durch die Erfahrungen der vorhergegangenen Nacht. Er war von Pfäffikons Erhebung benachrichtigt worden; er hatte den Sturm in den obern Seegemeinden befohlen; der wackere Bindschädler war von einer Gemeinde zur andern geeilt, und nirgends hatte man seinen Befehlen Folge geleistet! Denn die Vornehmen hatten sich vor der Volksmasse gefürchtet, vor der Regierung gefürchtet, vor den Kugeln gefürchtet, mit einem Worte gefürchtet. Zwei Brüder Meher<sup>2)</sup> (von einer radikalen Zeitung im Frühjahr spottweise im Verein mit mir „das Heldendrei“ genannt) reisten etwa um 3 Uhr nach beiden Seeufern ab, Franz auf das rechte, Frik auf das linke. Dieser nahm eine Aufforderung von Hürlimann, den er unterwegs antraf, jener eine solche von Dr. Rahn mit, nachdem Ziegler un-

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 71.

<sup>2)</sup> Die beiden Brüder Frik und Franz Meher, \*1799 und 1801, jener Kaufmann, dieser Bezirksgerichtspräsident. Ein dritter Bruder war der oben erwähnte Pfarrer Maximilian M.



erbittlich den Sturm verweigert hatte, sich auf das der Regierung gegebene Wort berufend.

Die Bürgergarde, jetzt 5 bis 600 Mann stark, war an den Haupteingängen und verschiedenen Punkten der Stadt verteilt (vielleicht zu sehr zersplittert), beim Stadthause eine Reserve von 60 Mann; die Landjäger (Gensd'armes) bewachten das von den bedrohten Plätzen entfernt gelegene Zuchthaus. Von Seite der Stadtbehörde war Vorfrage getroffen, etwa um 10 oder 11 Uhr Fleisch, Brot und Wein nach Oberstraß zu schicken, um das Volk zu speisen. Man glaubte, jene Leute würden warten, bis der See herankäme, und dann erst einrücken.

In Oberstraß hatte sich das Volk zum Teil in den Weinschenken oder anderwärts zerstreut; die übrigen, vom Nachtmarsch ermüdet, lagerten herum und fingen an, Langeweile zu empfinden. Die zweistündige Frist verstrich, einzelne redeten vom Nachhausegehen u. dgl. Bernhard Hirzel glaubte, am See läuten zu hören. Er entschloß sich, zum zweiten Male vor den Riß zu stehen. Das Volk wurde versammelt, vier Mann hoch geordnet, die Bewaffneten (etwa 130—140) voraus; wenige mit geladenen Gewehren, da die meisten keine Munition hatten. „Freunde, jetzt muß mit Entschlossenheit gehandelt werden, ergreift die Stöcke, das dicke Ende in die Höh' (so rief der feurige Führer); also hat der große Napoleon seine Siege erfochten. Marsch!“ — und im geordneten Zuge rückte das Volk in die Stadt, grüßte freundlich die Zuschauer, jubelte beim Anblick der Bürgergarde und sang in frommer Begeisterung Gellerts Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ usw. Unterwegs kam Dr. Rahn dem Pfarrer Hirzel entgegen und soll geraten haben, sogleich vor das Postgebäude zu ziehen, um von der Regierung die Antwort zu verlangen. Es scheint, daß Rahn auf unbedingte Passivität des Militärs sich glaubte verlassen zu dürfen. Bei der untern Brücke angelangt, ging Hirzel

mit der vordern Abteilung des Zugs über dieselbe nach der Storchengasse vor. Rahn hingegen führte die Nachkommenden links ab, den neuen Quai am rechten Rimmatufer hinauf und über die Münsterbrücke. „Sie kommen!“ so erscholl es durch die Stadt. Eine Menge Zuschauer drängte sich um die Bauern, und selbst der Münsterhof war voll Neugieriger, worunter Frauen und Kinder, die ruhig vor den Dragonern standen.

Als Bernhard Hirzels Zug sich dem Münsterhofe näherte, kommandierte Major Übel: Marsch! ließ links schwenken und sperrte, gegen den erhaltenen Befehl, die Storchengasse. Es entspann sich zwischen seiner und Hirzels Mannschaft ein Wortwechsel, den man verschieden erzählt. Es fiel ein Schuß, der in die Höhe ging, wahrscheinlich aus dem schlechten Gewehr eines Landstürmers. Die Dragoner drohten mit den Säbeln oder gaben flache Streiche. Die Bauern gaben Feuer (kaum aus einem Duzend Gewehren) ohne zu treffen, und die Dragoner flohen. Ein Pferd stürzte auf dem Pflaster. Die Bauern ließen den Reiter ruhig seiner Wege ziehen und drangen auf den Münsterhof rechterhand gegen das alte Zeughaus vor. Inzwischen hatten sich einige Militärs in das Haus zur Waage geworfen und feuerten aus den Fenstern in die dichten Massen. Zwei Bauern fielen tot nieder. Andere, sowie einige Zuschauer, wurden verwundet. Hirzel, überrascht durch diesen Widerstand, gebot den Rückzug und ging mit den Bewaffneten (der Schweif seiner Kolonne hatte sich schon verloren) über die Münsterbrücke in Ordnung zurück. Er wollte den Zug vom See her abwarten.

Nicht lange nach Bernhard Hirzel war Dr. Rahn auf dem Münsterhofe eingetroffen. Seine nur mit Stöcken bewaffneten Leute hatten eben gesungen: „Kein Sperling fällt, Herr, ohne deinen Willen.“ Dann aber rückten sie hinter Hirzels Abteilung herum links in die Poststraße vor, aufgeregt durch den Anblick



der Toten, und stürzten mit wildem Geschrei auf die zwischen dem alten und dem neuen Zeughause aufgestellten Militärshüler los. Diese jungen Leute befanden sich leider im Fall der Nothwehr und gaben, nachdem ein Offizier die Bauern vergeblich gewarnt hatte, auf acht Schritte Distanz eine Salve, wodurch ein Duzend Unglücklicher niedergeworfen wurden. Die Andern flohen. Einige Dragoner verfolgten sie, und einer (der in königl. griechischen Diensten gestanden hat) hieb einem fliehenden zwölfjährigen Knaben über den Kopf. In einem Hui war der Münsterhof wie verödet, die Bauern in wilder Flucht über die Brücke begriffen, die Gassen mit Stöcken gleichsam besät, das Militär „Victoria“ rufend: — da plötzlich ertönten von allen Kirchtürmen der Stadt die Glocken, und unter Trommelschlag setzte sich die Bürgergarde in Bewegung.

In diesem Augenblicke gebot die Regierung, von welcher mehrere Mitglieder schon ausgerissen waren, das Feuern einzustellen. Den Befehl getraute sich kein Diener auf die Straße zu tragen. Da stürzte der edle Hegetschwyler hinzu, nahm das Papier vom Tische, trat auf die Straße, und an der Ecke des Hotel Baur winkte er mit dem Hute gegen die Dragoner hin und begann zu lesen. Lieutenannt Jenner ritt herzu, nahm das Papier, las dasselbe und kommandierte seine Leute zum Abmarsch nach der Kaserne. Diese machten eine Schwenkung, und einer drückte sein Pistol rückwärts auf Hegetschwyler los und schoß ihn vor die Schläfe. Professor Ulrich Fäsi, der als Zuschauer auf der Straße war und sich nach Leuten umsah, die umherliegenden Verwundeten aufzuheben, nahm den Bewußtlosen mit Hülfe eines Bedienten auf und trug ihn ins Postgebäude. Dieser Schuß war der letzte.

Das Sturmgeläute der Stadt erfüllte die Regierungsglieder mit Entsetzen; sie verließen das Sitzungszimmer; einige verkrochen sich in die im Hofe stehenden Postwagen. Alle gingen

vereinzelt nach Hause, meist durch die Hintertüren. Nur der stämmige Regierungsrat und Oberst Fierz erklärte: „Ich gehe durch diejenige Türe hinaus, durch die ich eingetreten bin“, und zog durch alles Volk ruhig seines Weges. Auch keinem der Übrigen wurde ein Haar gekrümmt.

Ein Detachement Bürgergarde, etwa 60 Mann stark, geführt von Ziegler und Schultheß rückte vom Stadthause über den Münsterhof durch die Poststraße gegen das neue Zeughaus vor. Da öffnete sich dessen Türe, und eine mit Kartätschen geladene Kanone zeigte ihre drohende Mündung. Neben derselben stand ihr Kommandant, ein als feiler Knecht der Radikalen bekanntes Individuum.<sup>1)</sup> Auf dem Platze lagen noch mehrere Tote und schwer Bleffierte, letztere wimmernd und ächzend. Die Bürgergarde machte Halt. In ihrer vordersten Reihe standen Familienväter, deren Söhne in der Militärschule dienten. Keiner trat aus, sie blieben auf 30 Schritte vor dem Zeughaus am Ausgang der Poststraße ruhig stehen. Schultheß gab dem ersten Zug eine etwas schiefe Richtung, um ihn, falls das Stück losgebrannt würde, gegen die Wirkung des Schusses zu sichern. „Aber unser zwanzig hätte es doch weggepußt“, meinte er nachher. Ziegler ging allein auf die Kanone zu und erklärte dem Kommandanten, daß, wenn von dieser Seite gefeuert würde, es auch von der seinigen erfolgen soll. Der Mensch stammelte einige unverständliche Worte, ließ aber nicht feuern, und die Kanoniere versicherten hintennach, sie hätten eher revoltiert als geschossen. Es trat eine Pause ein, während welcher Ziegler die auf dem Platze liegenden Unglücklichen wegschaffen ließ. Nach einigen Minuten rückten auch die andern Abteilungen der Bürgergarde von allen Seiten heran, das Sturmgeläute dauerte fort und erstreckte sich von Dorf zu Dorf bis jenseits der Thur. Der

---

<sup>1)</sup> Vergl. unten S. 76.

See bedeckte sich mit Schiffen von Bewaffneten,\*) es war ein ergreifender Moment. Bürgermeister Heß befahl, das Zeughaus der Bürgergarde zu übergeben. Der Sieg der guten Sache war entschieden. Die Truppen, durch das Sturmgeläute in die größte Bewegung versetzt, zogen sich nach der Kaserne zurück, als unversehens ein Zufall die entsetzlichsten Szenen herbeizuführen drohte, deren Abwendung wir, nächst Gott, dem unserem Volke innewohnenden religiösen Gefühle und seiner Sittlichkeit verdanken.

Ein Teil der zersprengten Bauern war zur Stadt hinaus und, wo nicht über alle Berge, so doch mindestens einige ohne sich umzusehen, bis über den Zürichberg gegen Dübendorf geflohen. Andere hatten sich in alle Winkel der Stadt verloren oder bei guten Bekannten verkrochen. Ein kleiner Trupp blieb beisammen und lief durch Stadelhofen. Hinter ihnen nach Spöndli und Hürlimann. Ersterer, außer sich vor Zorn, rief ihnen zu: „Haltet, haltet! kehrt um und schlagt die Strahlhaglen tot!“ Hürlimann lächelnd, folgt ruhigen Schrittes. „Wir haben“, sagte er zu einer bekannten naseweisen Frau, die, hinter dem Portal des Hauses zum St. Urban stehend, ihn über die Ursache dieser Retirade befragte, „ein kleines Scharmügel gehabt, leider ein paar Tote. Unsere guten Leute sind jetzt ein wenig erschrocken, ich werde sie draußen in Riesbach sammeln und dann wieder vorwärts führen.“ Inzwischen traf der erste Zug der lang ersehnten Schützen vom See ein, etwa 40 Mann von Herrliberg und Rüschnacht. Spöndli eilte ihnen entgegen und erzählte das Vorgefallene, worauf sie mit tobendem Lärm vorwärts zogen. Ein Trupp der geflüchteten Landstürmer hingte

---

\*) Spätere Anmerkung des Verfassers: „Der See bedeckte sich mit Schiffen“, aber nicht mit Bewaffneten. Auch waren es nicht zufahrende, sondern aus der Stadt abfahrende Marktschiffe, welche gleichzeitig und eilig dieselbe verließen.

sich ihnen an. Noch wußte Spöndli nichts von der Beendigung des Kampfes, daher er seine Mannen fortwährend anfeuerte und sie ermahnte, Hegetschwhlers Tod zu rächen. „Drum vorwärts ihr Strahlhaglen!“ rief er, seinen Spazierstock schwingend (denn weder er, noch Pfarrer Hirzel, noch sonst ein Landsturmführer waren bewaffnet), und mit raschen Schritten folgten ihm die erhigten Genossen. Da kommt ihm mitten auf der Brücke Stadtrat Ghfi entgegen und kann ihm mit vieler Mühe begreiflich machen, daß das Schlagen ein Ende habe. Bei der Bank<sup>1)</sup> kommandieren sie Halt! Da rufen mehrere: „Seht dort das Haus (zur Waage), woraus geschossen worden ist; das muß gestürmt werden“. Gleich wurden ein halbes Duzend Stutzer angeschlagen, als sich Spöndli gerade vor den Zug warf und die Läufe mit seinem Stocke in die Höhe drückte, wobei ihm Ghfi wacker zur Seite stand. Jetzt ein verwirrtes Geschrei „Schießt!“ „Nein!“ „Halt!“ usw. Gleichzeitig kam ein Haufe Volkes aus der Poststraße hervorgelaufen; da glaubten einige, das Militär rücke wieder an; andere hielten jene Leute für Radikale und wollten auf diese schießen. Da packte Spöndli den wildesten der Kämpen an der Gurgel, rüttelte ihn heftig und schalt ihn aus. Das wirkte; er wurde nun von den Kräftigsten unterstützt und bald darauf ging der Zug munter seines Weges. In der Poststraße wurde er von der Bürgergarde mit lautem Jubel begrüßt. Nun aber verlangten sie die Kaserne zu stürmen und marschierten darauf los. Da eilte der wackere Buchhändler Schultheß nach: „Im Namen des Zentralkomitees! Halt!“ und das Zauberwort wirkte. Man traf einen Vergleich, die Kaserne soll beförderlich geräumt und dann besetzt werden. Dem Militär wurde die Weisung erteilt, die Uniform auszuziehen und in Kitteln oder Bürgerkleidern einzeln nach Hause zu gehen. Auch

---

<sup>1)</sup> Die „Bank von Zürich“, deren Kassier der Verfasser war, befand sich im Kunsthaus zur Meise.

die Reiter machten sich einzeln außerhalb der Stadt auf den Heimweg. Einige trafen auf Landsturmhaufen, die ihnen aber kein Leid zufügten. Übel und Sulzberger versteckten sich in nahen Bürgershäusern und flohen des Abends nach Baden. Letzterer hatte sich in Weiberkleider gesteckt, wurde von einer Dorfswache angehalten und nach vielen Insulten erst auf sein Versprechen, den Kanton Zürich nie mehr zu betreten, wieder losgelassen.

Dem Haus zur Waag wurde eine Abteilung Bürgermilitär zur Sauvegarde gegeben. Große Volkshaufen umringten es, und zuweilen ließen sich Drohungen hören. Dann traten die Offiziere unter die Menge und erklärten den Leuten, daß der Hausbesitzer unschuldig sei, worauf sich das Volk jedesmal zufrieden gab. Abends wurde dieser Posten durch 48 Herrliberger verstärkt (wobei die nämlichen waren, die am Morgen das Haus hatten stürmen wollen). Dergleichen trägt man keinem Gefindel auf, wie der Korrespondent der Leipziger allg. Zeitung unsern Landsturm betitelt.

Die unglücklichen Verwundeten wurden für den ersten Verband auf das Stadthaus gebracht. Die Meisten waren tödtlich getroffen. Ein Ratsdiener, aufgeregt durch diesen Anblick, trat zwischen ihre Lagerstätten und betete mit lauter Stimme: „Meine Lebenszeit verstreicht“ usw. Neugierige drängten sich hinzu, und die Ärzte wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einem Toten, dem der halbe Kopf fehlte, das die furchtbare Verstümmelung verdeckende Tuch wegzogen. Der Saal war auf der Stelle geräumt. Nachher wurden die Verwundeten nach dem Spital gebracht. Eine Masse Volkes folgte ihnen nach. Das Portal des Spitals ward geschlossen; da hörte man Stimmen: „Ich will meinen Bruder sehen, ich habe meinen Sohn dabei“ uff. Man mußte nachgeben, und bald legte sich auch hier die Ungeduld. Mancher überzeugte sich, daß keiner der Seinigen unter den Unglücklichen sei, und konnte erst noch zur Beruhi-



gung anderer mitwirken. Ein Ableiter für die Massen war die nächst dem Spital stehende Predigerkirche. Dort waren die Toten zur Schau ausgestellt, deren Zahl sich in den ersten Stunden noch um einige vermehrte. Kaum 100 Schüsse sind gefallen, aber von diesen hat der dritte getroffen, und mehr als die Hälfte der Treffer hat getötet.\*)

Der französische Botschafter, Graf Mortier, sah vom Balkon des Hotel Baur dem Kampfe zu. Da flog eine Kugel wider die Mauer, und weil zugleich gemeldet wurde, daß die Frau Gräfin ohnmächtig geworden sei, so zog sich der Graf in seine Appartements zurück. Gegenüber stand Frau Oberst B.<sup>1)</sup> auf dem Balkon ihres neuen Hauses; ihr Mann stand bei der Bürgergarde, der Sohn bei der Militärschule; auch sie wurde durch eine an ihr Haus schlagende Kugel erinnert, das Näschchen zurückzuziehen. Klüger glaubte es die Gattin meines Freundes anzustellen, der auf dem Münsterhofe wohnte. Sie hielt sich hinter den Jalousien; aber auch da blieb die Warnung nicht aus. Nur eine Hand hoch über ihrem und der neben ihr auf einem Stuhle zusehenden Kinder Häuptern schlug das Blei durch und fuhr in die Decke des Zimmers.

Die von den Leitern des Aufstandes zu einer provisorischen Regierung ausersehenen Männer waren mittlerweile auf das Stadthaus eingeladen worden und hatten sich sogleich eingestellt. Ein paar Stunden später erschienen zwei Proklamationen, die eine, wodurch diese Männer ihre Konstituierung anzeigten, die andere von Seite des Zentralkomitee, worin dasselbe das Volk

---

\*) Spätere Anmerkung des Verfassers: „Kaum hundert Schüsse sind gefallen.“ Es waren doch etliche hundert, denn neben den einzelnen Schüssen rasselte zwei- oder dreimal ein artiges Pelotonfeuer. Immerhin bleibt die Zahl der Getroffenen eine bedeutende, was sich aus dem nahen Zusammenstoß erklärt.

<sup>1)</sup> Gattin des oben erwähnten Oberstlieut. Georg Bürkli.

zur Ordnung und Mäßigung ermahnt. Letztere, von Dr. Rahn verfaßt, ist ein Meisterstück, obgleich das Werk weniger Minuten. Ein tiefes religiöses Gefühl hat dieselbe diktiert, und wie mir ein Freund versichert, floß sie dem Verfasser aus der Feder, ohne daß hernach eine einzige Korrektur nötig gefunden ward. Vom Rathause herab, wo die Zürcherfahne aufgepflanzt wurde, und in der Fraumünsterkirche erfolgte die Mitteilung dieser Proklamationen an das Volk, das der neuen Regierung ein lautes Vivat brachte. Den eben abfahrenden St. Galler und Berner Postwagen wurden diese Aktenstücke reichlich mitgegeben, und alle Passagiere hielten deren in der Hand. Graf Mortier stattete dem Präsidenten der neuen Regierung sogleich seinen Besuch ab. «Vous avez fait une belle révolution,» sagte er nebst andern Schmeicheleien.

Von Mittag an und im Laufe des ganzen Nachmittags kamen nun erst die großen Landsturmhaufen aus den entferntern Seegemeinden, Meilen, Männedorf, Stäfa. In Meilen hatte Franz Meher das Volk angerebet; da sich Unschlüssigkeit zeigte, war eine Frau vor die Leute getreten: „Seid ihr Männer? Nein! Ihr seid Hasenfüße; trüg ich Hosen, längst wäre ich auf dem Wege nach der Stadt!“ Da brach sogleich ein Trupp auf, und später folgten die andern. Ihr Einzug in Zürich, sowie derjenige der Landsturmhaufen aus Uster, Wetzikon, Wald ußf. war imposant. Es waren wohlgeordnete Züge mit Trommeln und Fahnen, voraus die Scharfschützen mit ihren schweren Stukern (14—18 Pfund wiegend), dann die uniformierte Infanterie, nach dieser die übrigen, mit Feuergewehr versehenen, dann die Morgensterne, Hellebarden,<sup>1)</sup> sogenannte Kurzgewehre, Senfen, Aexte und am Schlusse eine lange Reihe mit gewaltigen Prügeln und Sparren. Selten war ein Offizier sichtbar, denn

---

<sup>1)</sup> Vergl. S. 80 unten.

im Landsturm dient es sich viel angenehmer als gemeiner Mann; aber mancher angesehenere Herr zog in den Reihen des Volkes, ein wesentliches Mittel, Erzeße zu verhüten. Da sah man den reichen Bankier Schultheß mit den Erlenbachern, und den jungen Erich Benzel-Sternau mit den Herrlibergern einziehen. Aber auch eine Menge unbewaffnetes Volk kam herbei, und ob schon ganze Scharen sogleich wieder abzogen, so wogten doch viele Tausende durch die Straßen, aber alle mit freudigen Gesichtern, und nirgends gab es Zank oder Streit. Ueberhaupt hat kein Erzeß diesen Aufstand entehrt. Zwar wurden bei Besetzung der Kaserne tumultuarisch die dort vom Militär zurückgelassenen Gewehre weggenommen; aber diese sowohl, als die im Laufe des Tages aus dem Zeughaus ohne irgend eine Kontrolle unter das Volk ausgeteilt, im ganzen zirka 1800 Stück, sind späterhin alle bis auf vier einzige zurückgebracht worden.

Auf dem Paradeplatz und in der Fraumünsterkirche wurde das Volk gespeist. Schon am frühen Morgen hatte der Stadtrat fünf Ochsen schlachten lassen, und aus den Kellern der Stadt wurden 70 Saum Zürcherwein (kein Champagner) ausgetragen. Da drängte sich freilich mancher hinzu, mit dem Vorgeben, er sei auch zu Hülfe gekommen, und man sah mitunter einen Betrunknen. Die Nothwendigkeit wurde einleuchtend, diesen Massen für die Nacht eine Art Organisation zu geben, um sie einigermaßen unter Aufsicht zu haben, zumal noch mehrere erwartet wurden, wie denn auch wirklich noch bei Einbruch der Nacht 400 Wädenswiler und 400 Richterzwiler einrückten.

Ein paar Tausend erhielten Quartierbillets zu den Bürgern. Alle betrugten sich brav und gut, einige gaben sogar Trinkgelder, und andere brachten ihren Wirten einige Zeit hernach freundliche Geschenke an Trauben, Obst u. dergl. Die übrigen wurden in vier provisorische Bataillons formiert und in die vier Pfarrkirchen der Stadt logiert; einige hundert in den Nachbar-

gemeinden. Am folgenden Tag sollte dann alles Volk feierlich abgedankt werden und eine Garnison von ein paar Tausend regulierten Milizen mit Artillerie den Dienst übernehmen, bis zu erfolgter Konstituierung der neuen Regierung und deren Anerkennung durch die andern Kantone. So endigte der für Zürich so denkwürdige 6. September.

### Die provisorische Armee.

Wenn der Herr die Stadt nicht behütet,  
so wachet der Wächter umsonst.

Auf der Bank bei verrammelten Türen eingesperrt, hatte ich neben drei meine Empfindungen teilenden wackern jungen Männern untätig den Ereignissen des Tages zusehen müssen. Als ich nach Beendigung des Kampfes einmal ausgehen durfte, traf ich Spöndli an. Seine Worte: „Ach, mein lieber M., warum haben Sie uns verlassen? wir haben Sie sehr vermisst,“ zerschnitten mir das Herz. „Es war ein entsetzlicher Tag,“ fuhr er fort. „Ein schöner Tag,“ fiel ich ein, „und Sie haben sich gehalten wie ein Schweizer und wie ein Held.“ „Ein schöner Tag, wills Gott,“ erwiderte er, „in seinen Folgen; aber dennoch möchte ich keinen zweiten erleben. Eine Revolution ist und bleibt ein greuliches Ding.“ Gegen Abend wurde mir erlaubt, einer Einladung, die ich von Ziegler aufs Stadthaus erhielt, Folge zu leisten. Es handelte sich um die Übernahme eines Kommando bei der provisorischen Armee, wozu wenig Liebhaber sich zeigten. Mehrere Offiziere zogen vor, bei der Bürgergarde zu bleiben. Ich erklärte, allenthalben hinzugehen, wo man mich hinstellen wolle. Da kam ein besoffener Kerl, den man Feldweibel nannte, und sagte, das Volk auf dem Paradeplatz fange an ungeduldig zu werden, daß es keine Offiziere und keine Gewehre erhalte. Ich hing also einen Säbel um und übernahm

einen Haufen Volk, der in zwei Glieder aufgestellt war, die meisten von Rüsnacht und Erlenbach, dann von Ryburg und andern Orten. Die führte ich zum Zeughaufe, gab ihnen Gewehre und jedem fünf Patronen in seine Rocktasche und marschierte dann, da es eben dämmerte, in aller Stille, ohne Trommelschlag mit ihnen zur Predigerkirche. Es waren 110 bis 120 Mann und ich der einzige Offizier. In der Kirche standen etwa 50 bis 60 Wehntaler Bauern (aus der Gegend von Regensberg) um einen Sarg herum und sangen das Lied: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.“ Als ihr Gesang beendet war, äußerte ich, alles unbewaffnete Volk solle die Kirche räumen. „Was fällt Ihnen ein?“ sagte mir ein Kirchenvorsteher, „diese Leute gehören alle zu Ihrem Bataillon und werden hier übernachten. Auch heißt es, daß später noch einige Hunderte aus dem Bezirk Hinwil hinzukommen sollen.“ Einen Militär pflegt es sonst zu freuen, wenn man ihm Verstärkung ankündigt; diese Freude empfand ich nicht. Bald darauf kam Hans Ziegler<sup>1)</sup> (Bruder des Obersten) mit der Anzeige, es könnte in der Nacht vom rechten Limmatufer herauf ein Überfall von den Radikalen versucht werden. Er selbst befehligte den Außenposten der Bürgergarde nach jener Seite hin und wünschte Verstärkung. „Nimm dir von meinem Volke, so viel du willst,“ war meine Antwort. Er: „Mir genügen 20—30 Mann; aber gib mir einen guten Offizier.“ Ich: „Es ist überhaupt nur einer da und zwar ein sehr mittelmäßiger, der bin ich, der Kommandant dieses Postens; also muß ich hier bleiben. Sobald aber Schüsse fallen, warte ich keine Ordre ab, sondern eile dir mit all diesem Volke zu Hülfe.“ Er, ehemaliger holländischer Offizier, warf bei diesen Worten einen viel sagenden Blick auf meine Mannschaft, nahm seine Verstärkung in Empfang und zog ab. Nun hatte ich aber

---

<sup>1)</sup> Früher Major in niederländischen Diensten.



doch einen Offizier von der Straße weggekapert, den Banksekretär Albert Ott,<sup>1)</sup> der mir auch treffliche Dienste leistete. Das erste, was nun mit meiner Mannschaft, die ich notdürftig eingeteilt und mit Führern, die nachher nie zu finden waren, versehen hatte, vorzunehmen war, betraf das Essen und Trinken. Sie klagten sehr über Durst und waren mit den ersten Gläsern nicht nur sehr zufrieden, sondern stimmten feierlich das Lied an: „Wir danken Alle Gott.“ Einige aber hatten die im Chor liegenden Toten gesehen, und gleich bei unserer Ankunft war wieder ein Sarg aus dem Spital gebracht worden. Das machte einen tiefen Eindruck auf die Leute.

In unsern Kirchen haben die Männerstühle bewegliche Sitze zum Auf- und Niederschlagen. Steht man außerhalb der Kirche, so hat das Herunterschlagen eines solchen Sitzes eine täuschende Ähnlichkeit mit einem fernen Schusse. Ich stand draußen bei den Schildwachen: „Manschießt! —“ wieder ein Schuß!“ — „Seid ruhig, es sind nur Kirchenstühle.“ „Nein, nein, Herr Hauptmann; schon wieder einer, die Straußen kommen.“ Bah, dachte ich, ein kleiner Alarm mag auch nichts schaden, trat in die Kirche, zog den Säbel und rief: „’Raus, ihr Leute!“ Nun hatte ich freilich vollauf zu tun, um sie in der Kirche noch vom Laden abzuhalten. Draußen erst erklärte ich ihnen die Ursache des falschen Lärms, ermahnte sie ruhig zu bleiben und ließ dann wieder abtreten.

Nun ging es aber wieder ans Trinken; an eine ordentliche Austeilung war nicht zu denken. Ott war von mir auf Patrouille ausgesandt worden, und die sich so nennenden Unteroffiziere hatten die ersten Räumche. Ich habe bemerkt, daß sich die ordentlichsten Männer dies beikommen ließen, und vermute, es sei geschehen, um sich die Furcht zu vertreiben. Indessen

---

<sup>1)</sup> Albert Ott-Schön, \*1810.

bestimmte mich der Zustand meiner Mannschaft zu der Maßregel, alle Gewehre außerhalb der Kirche aufstellen zu lassen, um dieselben im höchsten Notfall den Händen nüchterner Leute zu überliefern. Gegen Mitternacht, als es eben ein wenig laut herging, erschien eine Deputation des Zentralkomitees, deren Wortführer, ein mir bekannter Geistlicher, vor der Kirche einige Worte mit mir wechselte. Dann trat er ein, die Mannschaft saß in den Kirchenstühlen —; „Gott grüß Euch, christliche Freunde.“ Die Leute sahen ihn verwundert an, behielten die Hüte auf dem Kopf, indeß er den seinigen in der Hand hielt. „Wir sind Abgeordnete des Zentralkomitees.“ Alle Hüte flogen ab, alle Gesichter veränderten sich, alle Häupter erhoben sich wie zur Predigt. Dann fuhr der Redner fort, man möge den schön begonnenen Tag würdig beschließen; nicht nur Tapferkeit ziere den christlichen Streiter, sondern vorzüglich auch der Gehorsam gegen den Führer, besonders gegen einen so würdigen, wie dieser, der das unbedingte Zutrauen des Zentralkomitees genieße. (Dieser war indessen der einzige in der Versammlung, der den Hut auf dem Kopfe behielt und dazu ein Gesicht machte, als wünsche er die Schafe und den Hirten zu allen bösen Geistern.) Die Anstrengungen seien groß gewesen, der Weg weit, desnahen eine Ermüdung erklärlich sei; indessen werde es am Nötigsten zu ihrer Erfrischung nicht gefehlt haben. Darauf allgemeine Antwort: „Ja, ja, wohllehrwürdiger Herr Pfarrer, dawider ist nichts einzuwenden; wir haben unsere Sache in aller Ordnung erhalten.“ „Schön, das freut mich, fuhr der Pfarrer fort, so eben recht, nicht zu viel und nicht zu wenig; das ist das Wahre,“ und erinnerte dann namentlich, wie man in solcher Stellung sich vor allzu starkem Trinken hüten müsse. Da trat Einer, der tüchtig geladen hatte, vor den geistlichen Herrn hin und sprach sehr ernsthaft: „Das ist der rechte Punkt, wohllehrwürdiger Herr; das sage ich den Leuten beständig: der Wein macht lose

„Leute, und stark Getränk macht wilde; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise, wie es heißt in den Sprüchen Salomonis im 20. Kapitel,<sup>1)</sup> und ich füge hinzu: und das ist besonders wichtig beim Militär, denn wenn nicht jedermann unbedingt unserm Herrn Hauptmann, ich will sagen, unserm Herrn Oberst gehorſamet, wie ſollen wir dann im Stand ſein, uns zu wehren für unſern Glauben?“ Der Pfarrer ſah den Mann an und erwiderte deſſen Rede mit ein paar ſehr gedehnten: Ja—Ja—hm—hm—, nahm aber bald wieder den Faden ſeiner eigenen Rede auf und äußerte, daß Zentralkomitee (mouvement de curiosité) habe alle Urſache zu vermuten, daß die Nacht vollkommen ruhig ablaufen werde. Immerhin ſei Wachſamkeit empfehlenswert, aber ein bißchen Schlaf möge auch nichts ſchaden, und ſo wünſche er Allen eine ruhige Nacht. Beim Fortgehen mußte der ſauertöpfſche Hauptmann auch eins abkriegen. „Ein ſchöner Tempel, dieſe Predigerkirche, und ſo geräumig. Wir erwarten noch in dieſer Nacht 800 Mann aus dem Bezirk Hinwil . . .“ „Poß Donnerwetter“, fiel ich ein, „ich habe mehr als genug an dieſen hier.“ Er lächelte und drückte mir kräftig die Hand. Inzwiſchen ward es in der Kirche ſtille. Die Leute ſchließen ein paar Stunden; mit Anderen trieb ſich der rührige Ott die ganze Nacht auf Patrouillen herum. Ich ſelbſt empfand eine Betäubung, die mich weder ſchlafen, noch zu völliger Munterkeit kommen ließ, und es wandelte mich ein wahres Heimweh an, wenn Patrouillen der Bürgergarde vorüberzogen. Seit der vorigen Nacht, wo ich ſo glücklich mich gefühlt hatte, ſchien mir eine halbe Ewigkeit verſtrichen zu ſein. Das Gewühl des Tages, das Wogen der Volksmaſſen auf den Brücken, der Lärm in der Kirche, alles dieß fuhr mir ganz wunderbar im Kopf herum. Die Nacht war ſternenhell; aber ſie dauerte mir gar zu lange.

---

<sup>1)</sup> Sprüche Sal. Kap. 20, 1 nach Luther.

Einmal kam Oberst Ziegler als Stabsrunde. „Soll ich die Leute heraustrufen? Sie schlafen und sie sind am besten, wenn sie schlafen.“ „Nah, laß sie doch ein wenig sehen.“ Das Ausrücken ging langsam, und seither bin ich schon oft über mein „Bataillon“ weidlich aufgezogen worden. Gegen 3 Uhr kamen die meisten heraus zu den Gewehren, völlig nüchtern und zufrieden, und so verplauderte ich mit diesen nun ganz sittsamen und willigen Leuten die übrigen Stunden bis nach 6 Uhr. Dann bestellte ich meinen Subalternen zum Kommandanten der Kirche und der Mannschaft und ging auf die Bank an die gewohnten Geschäfte.

Einige Stunden später, etwa um 11 Uhr Mittags (Samstag den 7. September) ward auf dem Münsterhof und Paradeplatz große Volksmusterung abgehalten. Diese war überaus imposant. Die provisorischen Bataillone und alles in und um die Stadt versammelte Volk rückten zusammen und bildeten mit den Zuschauern eine Masse von 20 — 22,000 Menschen, welche von Gürliemann, Rahn und andern angerebet ward. Mit kräftigen Worten des Dankes und Ermahnungen zu ruhigem Betragen wurde das Volk entlassen. Dann gaben die Bewaffneten ihre Gewehre an das Zeughaus zurück, und unter Trommelschlag und Absingung vaterländischer Lieder zogen Alle der Heimat zu. Als meine Schaar, von Ott geführt, an der Bank vorüberzog, wurden sie mich am Fenster gewahr, grüßten freundlich und schwenkten die Hüte. Abends 4 Uhr war kein Landstürmer mehr in der Stadt, und kein Fremder konnte bemerken, daß eine Revolution vorgegangen war.

Indessen waren die ersten zum Schutz der neuen Regierung einberufenen Milizen eingerückt, und die Bürgergarde bezog fortwährend die Wachen. Zufälligerweise fügte es sich, daß sich bei jenen mehrere straußisch Gesinnte als Offiziere befanden, und dies gab bei der aufgeregten Stimmung der Bürgerschaft Stoff

zu vielerlei Besorgnissen und Verdacht. Hinwieder war den Straußen (wie in diesen Tagen die Radikalen ohne Ausnahme genannt wurden) in ihren eigenen Häusern bange. Einige hatten sich außer den Kanton geflüchtet, andere zur Selbstverteidigung sich mit Munition versehen, letzteres besonders da, wo ihrer mehrere beisammen wohnen, wie dies in den Gemeinden Göttingen, Wipfingen, Höggen und andern, nächst Zürich gelegenen der Fall war. Darüber gingen die abenteuerlichsten Gerüchte herum. Bald sollte in Winterthur, bald in Regensberg ein radikales Korps beisammen sein, indes dort jedermann froh war, in Ruhe verbleiben zu können.

An diesem Samstag Abend legte sich der bekannte ehrbare Bürger ruhig zu Bette und dachte, diese Nacht bringt ihr mich nicht heraus. Gegen 11 Uhr wecken ihn Flintenschüsse, die in der Nähe rasch losgingen, und einige Kerls rennen wie rasend durch die Gasse und rufen: „Hört Ihrs, wie sie schießen; jetzt gehts erst recht an!“ „Wer da?“ „Gut Freund!“ — „Boß Hagel, jetzt heißts nicht mehr Gutfreund; halt ihm das Bajonett entgegen!“

Die Leute im Hause waren erschrocken, und die sonst so mutige Ehefrau fürchtete sich nicht wenig. Ihr Eheherr hatte sich indessen in Eile angekleidet, und da er wirklich glaubte, es drohe ein Überfall, so empfahl er den Seinigen nicht ans Fenster zu treten, lud schnell sein Gewehr und stürzte sich auf die Straße hinaus. Da stand der 68 jährige Major Meher,<sup>1)</sup> den Spazierstock unter dem Arm und gelassen die Handschuhe anziehend: „Was zum Teufel . . . . ist das für ein Lärm,“ rief er, „da meinen diese Lorenbuben gleich, es komme der Feind, wenn einem solchen Lappi (dummen Jungen) das Gewehr losgeht und die andern Narren auch ins Blaue schießen.“ Es war finster, und so konnte

---

<sup>1)</sup> Heinr. Meher-Pestalozzi, geb. 1771.



der wackere Alte nicht bemerken, daß der jüngere Nachbar feuerrot wurde und sich schämte, geladen zu haben. Da kommt Spöndli angerannt mit gezogenem Säbel: „Was gibts?“ fragte ich ihn. „Man vermutet einen Mordanschlag wider den Antistes (Vorsteher der Landeskirche, der in Göttingen, nächst der Stadt wohnt).“ „Glaubt doch nicht solche Dummheiten,“ brummte der Alte, „meint Ihr, die Radikalen seien so verrückt, um von ferne an so etwas zu denken und sich vom Volk in Stücke zerreißen zu lassen?“ Ich: „Wir gehen hin zum Antistes, und kommt etwas, so leiten wir den Widerstand, bis Verstärkung aus der Stadt kommt.“ Gesagt, getan. Nun war draußen vor der Stadt noch eine Abteilung Landsturm zurückgeblieben, um einige Posten besetzt zu halten. Die hatten auf einen Reiter, der auf „Werda“ nicht antwortete, geschossen, und daraus war der Lärm entstanden. In Rieszbach und Göttingen war Alles auf den Füßen, in allen Häusern Licht, ein Tumult von Wachen, Patrouillen und Ronden, ein Wirrwarr von Befehlen und Widersprechen, eine Kampflust und Verzagttheit, kurz ein Spektakel, der mich in die munterste Laune versetzte. Wir waren ohne Losungswort, aber auf meinen gewaltigen Ruf: Zentralkomitee (wovon nebst Spöndlin noch einer mit mir war) ließ man die beiden Herren und ihren Kriegsknecht respektvoll passieren. Das Haus des würdigen Antistes war mit Bewaffneten umgürtet, und diese waren so erhitzt, daß sie sich beinahe untereinander herumgeschossen hätten. Getroßt ging ich nach Hause und ließ mich nicht mehr im Schläfe stören.

Noch toller war Sonntag nachts das Gerücht, die Radikalen (deren geflüchtete Häupter sich in Baden befanden) rücken an beiden Gimmatusfern herauf. Ziegler maß demselben anfangs keinen Glauben bei; aber angesehene Gemeindevorsteher beteuerten, diese Nachricht aus dem Munde ehrenhafter Männer zu haben, deren einer die Züge mit eigenen Augen gesehen und jeden auf

300—400 Mann geschätzt habe. Das schien denn doch ein wenig verdächtig, selbst dem besonnenen Stadtkommandanten, und er ließ die Truppen unter das Gewehr rufen, wobei er die lobenswerte Maßregel traf, nicht Alarm schlagen zu lassen, sondern die Leute durch Nachtwächter zu wecken. Dies ging ganz schnell und machte keine unnütze Verwirrung. An dem Gerüchte selbst war kein wahres Wort.

Am frühen Morgen des Montags kam ein Weib atemlos gerannt, mit dem Bericht, es kommen mehrere hundert Mann über den Albis herein. Dies war allerdings wahr, nur waren es keine Bewaffnete, noch weniger Feinde, sondern Gemeinde-Deputierte des Bezirkes Anonau, die dem großen Schauspiel dieses Tages beizuwohnen kamen.

### Die Schlußszenen.

Schlagt Hand in Hand  
Und knüpft das Band  
Für Freiheit und fürs Vaterland!

Am Montag (9. September) trat nun der nämliche Große Rat zusammen, den man auszujagen gedachte. Außer den Geflüchteten trafen fast alle Mitglieder ein, und ein Versuch der Radikalen, die Sitzung dadurch zu vereiteln, daß weniger als die zur Beratung gesetzlich erforderliche Anzahl sich zusammenfände, schlug gänzlich fehl. Es hätten 104 genügt, und es kamen 137. Mancher wäre freilich gern weggeblieben, aber er getraute sich nicht. Zugleich strömten aus allen Gegenden des Landes zahlreiche Deputierte der Gemeinden herbei, und indes die Mitglieder des Großen Rats im Großen Münster sich versammelten, das mit einer starken Militärwache zum Schutz der obersten Landesbehörde versehen war, bewegten sich jene in langen Zügen (ver-

steht sich unbewaffnet) der Fraumünsterkirche zu. Es war ein prächtiger Tag, und da alle diese Männer in ihren Sonntagskleidern erschienen, gewann das Ganze ein feierliches und ernstes Ansehen. Besonders imposant war der schon erwähnte Zug des Bezirks Rnonau und derjenige des Bezirks Andelfingen, welcher letzterer wegen der großen Entfernung, ersterer durch den Einfluß der Regierungsbeamten am Freitag bei dem Landsturm untätig gewesen waren und nun ihre rege Teilnahme an der guten Sache ebenfalls kundgeben wollten. In der Fraumünsterkirche sprach das Zentralkomitee zu den Deputierten über die zu Beruhigung des Landes und Sicherung des Errungenen zu treffenden Schritte. Dann ergoß sich diese stattliche Versammlung gleich einem brausenden Strom über die Brücke dem Großmünster zu, um als Zuhörer den Verhandlungen des Großen Rates beizuwohnen. Dieser beriet ungestört die obwaltenden Verhältnisse, und ein paar kühne Radikale stellten, ohne daß sie jemand unterbrach, ihre Gegenanträge. Aber mit einer an Einmut grenzenden Majorität anerkannte die Behörde die provisorische Regierung, erklärte den eigenen Austritt und verfügte die Erwählung eines neuen Großen Rates. Wie dieses beschlossen war, vermochte das Volk sich nicht länger zu halten und brach in einen lauten Jubel aus; aber keinem Mitglied der Behörde widerfuhr die geringste Kränkung.

Damit war die Revolution sanktioniert, die Landesverfassung blieb unverändert, und es sind seitdem nur die ersten Regierungsbehörden neu und besser besetzt worden.

In der folgenden Nacht verschied der patriotische Gegetschwyller, dessen feierlicher Leichenzug (Donnerstag den 12. September) die letzte der großartigen Szenen dieser denkwürdigen Tage bildete. Füglich darf dieser Edle jenem Römer verglichen werden, der zur Rettung der Vaterstadt sich in den Verderben hauchenden Schlund stürzte und mit Preisgebung seines Lebens

dasjenige der Mitbürger rettete. Hegetschweilers Andenken wird  
fortleben, wie der vaterländische Dichter gesungen hat:

Solang an Zürichs Seen  
Die Christenkirchen stehn.

Und ebenso lange wird, so Gott will, diese von Tausenden in  
reiner Absicht unternommene Schilderhebung unsern Nachkommen  
in später Zeit zum bleibenden Segen gereichen.